



Leseprobe

Cassandra Clare

Queen of Air and Darkness

Die dunklen Mächte 3

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 1024

Erscheinungstermin: 17. August 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Cassandra Clare

QUEEN OF AIR AND DARKNESS

Die Dunklen Mächte

BUCH DREI



ROMAN

Deutsch von Franca Fritz
und Heinrich Koop

GOLDMANN

Für Sarah – sie weiß wofür

Das ist des Todes Residenz,
Diese seltsame Stadt im fernen Westen.
Hier thront er und erteilt Audienz
Den Bösen und Guten, den Schlimmsten und Besten.
Hier stehen mächtige Säulenhallen
(Zermorschtes Gemäuer, das nicht zittert)
Neben Kapellen und Kathedralen
Und hohen Palästen, schwarz und verwittert.
Ringsum, vom Winde vergessen, ruht,
Wie schlafend, eine eisige Flut.

Kein Strahl aus dem himmlischen Gewölbe
Fällt auf das Dunkel dieser Stadt;
Doch einen Schimmer traurig und matt
Entsendet das Meer, das rötlich gelbe,
Und der kriecht hinauf an dunklen Palästen,
An babylonischen Türmen und Vesten
Der kriecht empor an eisernen Kerkern,
Und schattigen, ausgestorbenen Erkern,
Der schlängelt sich aufwärts an Säulenhallen
Und an gigantischen Kathedralen
Mit steinernem Zierrat von grotesken
Blumengewinden und Arabesken,
An vielen wundersamen Kapellen
Und gleitet zurück in die kalten Wellen,
Die melancholischen, schweigenden Wellen.

Von einem stolzen Turm übersieht
Der finstere König sein Gebiet.

Tempel und Gräber öffnen sich weit
Da erglänzt eine seltsame Herrlichkeit.
Doch weder die Gräber mit ihren Schätzen,
Noch die demantenen Augen der Götzen
Locken die Wogen aus ihrem Bette.
Gläsern bleibt die schaurige Glätte,
Kein Hauch, kein noch so leises Säuseln
Erhebt sich, diese Fläche zu kräuseln,
Kein Schwellen erzählt von glücklichen Seen,
Worüber heitere Lüfte wehen,
Kein Wallen erzählt, dass es Meere gibt
Die weniger grauenhaft ungetrübt.

Da regt sich etwas im trägen Meere,
Als wären die Türme plötzlich versunken
Und hätten die Flut auseinandergeschoben;
Die Woge färbt sich, als ob ein Funken,
Ein wärmender Sonnenfunken von oben
Auf sie herniedergeglitten wäre.
Und wenn nun durch den geöffneten Spalt
Der trägen, melancholischen Flut
Die seltsame Stadt versinkt – dann zahlt
Ihr die Hölle selber Tribut.

Edgar Allan Poe: »Die Stadt im Meer«

TEIL EINS



Kein Leid

Im Land der Feen können Sterbliche
kein Leid empfinden, aber auch keine Freud.

Elbenspruchwort



Der finstere König

Überall war Blut: auf dem Podium, den Stufen, an den Wänden, auf dem Boden und an den schartigen Überresten des Engelschwerts. Später sollte der Anblick in Emmas Erinnerung von einer Art rotem Nebel getrübt sein. Eine unvollständige Zeile aus einem Gedicht ging ihr wieder und wieder durch den Kopf – von jemandem, der sich gar nicht vorstellen konnte, dass ein Mensch so viel Blut in sich hatte.

Es hieß, ein Schock würde selbst den größten Schicksalsschlag etwas abfangen, aber Emma hatte nicht das Gefühl. Sie sah und hörte alles ganz genau, und es traf sie mit voller Wucht: der Sitzungssaal, in dem es von Wächtern wimmelte; die Schreie. Sie versuchte, sich zu Julian durchzukämpfen, doch eine Gruppe von Wächtern baute sich wie eine Mauer vor ihr auf. Emma hörte weitere Schreie aus dem Saal. »*Emma Carstairs hat das Engelschwert zerschmettert! Sie hat eine der Engelsinsignien zerstört. Verhaftet sie!*«

Was die Wächter mit ihr persönlich anstellen würden, war ihr vollkommen egal – aber sie musste unbedingt zu Julian. Er kauerte noch immer auf dem Boden, mit Livvy in den Armen, und widersetzte sich allen Bemühungen der Wächter, ihm den erschlafften Körper seiner Schwester abzunehmen.

»Lasst mich durch!«, protestierte Emma. »Ich bin sein *Parabatai*, lasst mich durch.«

»Gib mir dein Schwert«, forderte die Stimme der Konsulin hinter ihr. »Gib mir Cortana, Emma, dann darfst du zu Julian.«

Emma schnappte nach Luft und schmeckte Blut in ihrem

Mund. Alec hatte inzwischen das Podium erklommen und kniete neben dem Leichnam seines Vaters. Im Sitzungssaal herrschte Chaos. Viele Schattenjäger drängten in Richtung der Türen – unter ihnen entdeckte Emma auch Mark, der den bewusstlosen Ty auf den Armen trug und sich mit den Ellbogen einen Weg durch die Menge bahnte. Er wirkte grimmiger, als Emma ihn je erlebt hatte. Kit war bei ihm. Aber wo steckte Dru? Dort drüben ... Sie hockte allein auf dem Boden. Nein, Diana war bei ihr und hielt sie weinend im Arm. Ein Stück weiter kämpfte Helen sich zum Podium vor.

Emma trat einen Schritt zurück und hätte fast das Gleichgewicht verloren: Die Holzdielen waren glitschig vom vielen Blut. Jia Penhallow, die Konsulin, stand noch immer vor ihr und streckte ihr die schmale Hand entgegen, um Cortana an sich zu nehmen. *Cortana*. Das Schwert war ein Teil von Emmas Familie und gehörte zu den Carstairs, solange sie sich erinnern konnte. Sie wusste noch ganz genau, wie Julian es ihr nach dem Tod ihrer Eltern in die Arme gedrückt und wie sie es an sich gepresst hatte, ohne die tiefe Wunde zu beachten, die die scharfe Klinge auf ihrem Arm hinterließ.

Jia forderte sie auf, einen Teil von sich selbst aufzugeben.

Aber dort drüben hockte Julian allein, gramgebeugt, blutgetränkt.

Fast glaubte sie, Cortana aufschreien zu hören, als man es von ihr trennte.

»Geh zu ihm«, sagte Jia. Emma hörte zwar andere Stimmen – darunter die von Horace Dearborn –, die laut forderten, sie aufzuhalten, weil sie sich für die Zerstörung des Engelsschwerts und für Annabel Blackthorns Verschwinden verantworten müsse. Doch Jia wies die Wächter in scharfem Ton an, alle Anwesenden aus dem Sitzungssaal zu führen: *Die nächsten Tage sind eine Zeit der Trauer, keine Zeit der Rache; wir werden Annabel finden; geh in Würde, Horace, oder ich lasse dich aus dem Gebäude eskortieren; jetzt ist nicht die Zeit für Vergeltung; Aline, hilf Dru und Diana auf die Beine und bring sie aus dem Saal ...*

Emma sank neben Julian auf die Knie. Der metallische Geruch von Blut hing in der Luft. Livvy lag schlaff in seinen Armen; ihre Haut war so weiß wie Milch. Er flehte sie nicht länger an, zu ihm zurückzukehren; stattdessen wiegte er sie, als wäre sie ein kleines Kind. Sein Kinn ruhte auf ihrem Kopf.

»Jules«, flüsterte Emma, doch dieses Wort kam ihr nur schwer über die Lippen. So hatte sie ihn während ihrer gemeinsamen Kindheit immer genannt, aber er war jetzt ein Erwachsener, ein trauernder Vater. Denn Livvy war nicht einfach nur seine Schwester gewesen: Über Jahre hatte er sie wie eine Tochter großgezogen. »Julian.« Behutsam berührte Emma seine kühle Wange, dann Livvys noch kältere Haut. »Julian, Liebster, bitte, lass mich dir helfen.«

Langsam hob er den Kopf. Er sah aus, als hätte man ihn mit einem Eimer Blut übergossen – es bedeckte seine Brust, seine Kehle, hatte Sprengel auf seinem Kinn und seinen Wangen hinterlassen. »Emma.« Seine Stimme war kaum zu hören. »Emma, ich habe ihr so viele *Iratzes* aufgetragen ...«

Aber Livvy war bereits tot gewesen, bevor sie den Boden des Podiums berührt hatte. Bevor Julian sie in die Arme genommen hatte. Keine Heilrune konnte hier noch helfen.

»Jules!« Helen hatte sich endlich an den Wächtern vorbeigekämpft. Sie warf sich neben Emma und Julian auf die Holzdielen, ohne die riesige Blutlache zu beachten. Benommen sah Emma zu, wie Helen vorsichtig die Reste des Engelsschwerds aus Livvys Körper zog und auf den Boden legte. Sofort waren auch ihre Hände mit Blut befleckt. Ihre Lippen waren weiß vor Kummer, und sie schlang die Arme um Julian und Livvy und flüsterte tröstende Worte.

Um sie herum hatte sich der Saal zunehmend geleert. Magnus kam auf sie zu; er war kreidebleich und schleppte sich mühsam vorwärts. Eine Gruppe von Stillen Brüdern folgte ihm. Der Hexenmeister stieg auf das Podium, woraufhin Alec auf die Beine kam und sich ihm in die Arme warf. Schweigend klammerten sich die beiden aneinander, während vier Brüder der Stille niederknieten und Robert Lightwoods Leichnam hochhoben. Seine Hände

lagen gefaltet auf der Brust, die Augen waren geschlossen. Leises Raunen folgte ihm, als die Brüder ihn aus dem Saal trugen: »*Ave atque vale*, Robert Lightwood.«

Die Konsulin kam auf Emma, Julian und Helen zu, flankiert von mehreren Wächtern – und gefolgt von den Stillen Brüdern, die in ihren pergamentfarbenen Roben an Geister erinnerten.

»Du musst sie jetzt loslassen, Jules«, sagte Helen sanft. »Sie wird in die Stadt der Stille gebracht.«

Julian sah Emma an. Seine Augen waren so leer wie der Winterhimmel, aber Emma konnte den Ausdruck darin dennoch lesen. »Lasst ihn das machen«, bat sie. »Er möchte derjenige sein, der Livvy als Letzter trägt.«

Helen strich ihrem Bruder übers Haar und hauchte ihm einen Kuss auf die Stirn. Dann erhob sie sich und wandte sich an die Konsulin: »Jia, bitte.«

Die Konsulin nickte. Langsam rappelte Julian sich auf, Livvy fest an sich gedrückt. Dann ging er zu den Stufen, die vom Podium herabführten, mit Helen an seiner Seite und den Stillen Brüdern im Gefolge. Als Emma aufstehen und sich ihnen anschließen wollte, hielt Jia sie zurück.

»Nur die engsten Familienmitglieder, Emma«, sagte sie.

Ich gehöre zur Familie. Lasst mich durch, ich will sie begleiten. Ich will Livvy begleiten!, schrie Emma innerlich, doch sie nahm sich zusammen. Sie wollte Julian mit ihrer eigenen Trauer nicht noch zusätzlich belasten. Und die Vorschriften der Stadt der Stille waren unverrückbar. *Das Gesetz ist hart, aber es ist das Gesetz.*

Die kleine Prozession bewegte sich auf die Saaltüren zu. Die Kohorte war verschwunden; nur noch ein paar Wächter und andere Schattenjäger hielten sich im Raum auf. Ein leiser Chor folgte dem Trauerzug: »Sei gegrüßt und leb wohl, Livia Blackthorn.«

Mit Cortana in der Hand drehte die Konsulin sich um und ging zu Aline, die erschüttert zugesehen hatte, wie Livvy aus dem Saal getragen wurde. In diesem Moment begann Emma zu zittern – ein Zittern, das aus ihrem tiefsten Inneren kam. Nie zuvor

hatte sie sich so allein gefühlt: Julian hatte sie sich selbst überlassen, und die anderen Blackthorns schienen Tausende Kilometer fort zu sein, wie weit entfernte Sterne. Plötzlich sehnte sich Emma derartig nach ihren Eltern, dass es fast schon körperlich schmerzte. Sie wünschte, Jem wäre bei ihr und Cortana hinge wieder an ihrem Gürtel. Und sie wünschte, sie könnte vergessen, wie Livvy blutend und gekrümmt wie eine zerbrochene Puppe auf dem Podium zusammengesackt war, als die Fenster des Sitzungssaals explodiert waren und die gespaltene Krone Annabel verschleppt hatte. Hatte außer ihr sonst noch jemand den Vorfall beobachtet?

»Emma.« Arme schlangen sich um ihre Taille, vertraute, sanfte Arme, die sie auf die Beine zogen: Cristina, die in dem ganzen Chaos auf sie gewartet haben musste und sich nicht von den Wächtern aus dem Saal hatte vertreiben lassen. Sie war geblieben, um bei Emma zu sein. »Emma, komm, lass uns gehen. Ich kümmere mich um dich. Ich weiß einen Ort, wo wir hinkönnen. Emma. *Corazoncita*. Komm mit mir.«

Emma ließ sich von Cristina auf die Beine helfen. Magnus und Alec kamen auf sie zu. Alocs Gesicht wirkte angespannt, seine Augen waren gerötet. Emma umklammerte Cristinas Hand und blickte über den Saal, der ein vollkommen anderer Ort zu sein schien als bei ihrer Ankunft vor wenigen Stunden. Vielleicht lag es daran, dass die Sonne da noch nicht untergegangen war, überlegte sie, während sie mit einem Ohr zuhörte, wie Magnus und Alec Cristina baten, sie zu einem Haus zu bringen, das für die Blackthorns reserviert war. Vielleicht lag es ja daran, dass der Saal jetzt dunkler war und sich die Schatten dunkel wie schwarze Farbe in den Ecken sammelten.

Vielleicht lag es aber auch daran, dass sich inzwischen alles verändert hatte. Und dass nichts mehr so sein würde wie früher.

»Dru?« Helen klopfte leise an die geschlossene Zimmertür. »Dru, kann ich kurz mit dir reden?«

Zumindest nahm sie an, dass es sich um das Zimmer ihrer Schwester handelte. Das Kanalhaus neben der Residenz der Kon-

sulin in der Princewater Street war vor der Versammlung für die Blackthorns vorbereitet worden, da man davon ausgegangen war, dass die Familie mehrere Nächte in Idris verbringen würde. Diana hatte Helen und Aline das Haus gezeigt, und Helen hatte Dianas liebevolle Details sehr zu schätzen gewusst: In der Küche stand eine Vase mit frischen Blumen, und sämtliche Zimmertüren waren mit Namensaufklebern versehen – der Raum mit den schmalen Betten war für die Zwillinge bestimmt, und in Tavvys Zimmer stapelten sich Bücher und Spielsachen, die Diana aus ihrer eigenen Wohnung über dem Waffengeschäft mitgebracht hatte.

Eine offene Tür erlaubte einen Blick in einen kleinen Raum mit Blumentapete. »Vielleicht würde das für Dru passen?«, schlug Helen vor. »Es ist ein so hübsches Zimmer.«

Doch Diana zog eine zweifelnde Miene. »Nein, das würde Dru nicht gefallen. Höchstens wenn die Tapete mit Fledermäusen oder Skeletten bedruckt wäre«, hatte sie geantwortet.

Bei diesen Worten zuckte Helen zusammen.

Aline drückte ihre Hand. »Mach dir keine Sorgen«, flüsterte sie und küsste Helen auf die Wange. »Du wirst sie bald wieder besser kennenlernen. Überhaupt kein Problem.«

Und vielleicht hätte ihre Frau damit ja auch recht behalten, dachte Helen jetzt und starrte auf die Tür mit dem Aufkleber *Drusilla*. Wenn sich die Versammlung nicht in einen Albtraum verwandelt hätte. Der scharfe Schmerz der Trauer schnitt ihr tief in die Brust – sie fühlte sich wie ein Fisch an einer Angel, der zapelte und sich wand, um den Qualen des Hakens in seinem Körper zu entkommen.

Sie verband diesen Schmerz mit dem Tod ihres Vaters, als nur ein einziger Gedanke sie auf den Beinen gehalten hatte: der Gedanke daran, dass sie für ihre Familie da sein und sich um die Kinder kümmern musste. Auch jetzt versuchte sie, ihren Kummer auf ähnliche Weise zu bewältigen. Doch es war offensichtlich, dass die Kinder sich in ihrer Gegenwart nicht wohlfühlten – wenn man sie überhaupt noch als Kinder bezeichnen konnte. Im Grunde war nur Tavvy noch ein Kind, und der befand sich im

Haus des Konsuls und hatte das Grauen im Sitzungssaal glücklicherweise nicht miterlebt. Ihre eigene Familie betrachtete sie als eine Fremde.

Was den Schmerz in ihrer Brust nur noch schlimmer machte. Helen wünschte, Aline wäre bei ihr; aber ihre Frau war zum Haus der Konsulin gegangen, um ein paar Stunden mit ihren Eltern zu verbringen.

»Dru«, sagte Helen erneut und klopfte energischer an. »*Bitte lass mich rein.*«

Im nächsten Moment flog die Tür auf, und Helen musste ihre Hand zurückreißen, um Dru nicht versehentlich gegen die Schulter zu boxen. Ihre jüngere Schwester stand direkt vor ihr und funkelte sie an. Sie trug noch immer die schwarze Versammlungsmontur, die in der Taille und über der Brust etwas zu eng war, und ihre Augen waren so gerötet, dass es aussah, als hätte sie scharlachroten Lidschatten verschmiert.

»Ich weiß, dass du wahrscheinlich lieber allein sein willst«, setzte Helen an. »Aber ich möchte einfach nur wissen, ob es dir ...«

»Gut geht?«, fragte Dru in etwas zu scharfem Ton. Die dahinterliegende Bedeutung war klar: *Wie könnte es mir auch nur eine Sekunde lang gut gehen?*

»Ob du einigermmaßen zurechtkommst.«

Einen Moment wandte Dru den Blick ab; ihre zusammengespreizten Lippen zitterten. Helen sehnte sich danach, ihre kleine Schwester einfach an sich zu ziehen und sie so fest zu drücken wie damals, als Dru noch ein trotziges Kleinkind gewesen war. »Ich will wissen, wie es Ty geht.«

»Er schläft«, erklärte Helen. »Die Brüder der Stille haben ihm einen Beruhigungstrank gegeben, und Mark ist bei ihm. Möchtest du vielleicht auch an seinem Bett sitzen?«

»Ich ...« Dru zögerte, während Helen wünschte, sie könnte ein paar tröstende Worte über Tys Zustand sagen. Sie fürchtete sich vor dem, was bei seinem Aufwachen passieren würde. Er hatte im Sitzungssaal das Bewusstsein verloren, und Mark hatte ihn zu den Stillen Brüdern getragen, die sich bereits in der Gar-

nison befunden hatten. Die Brüder hatten Ty schweigend untersucht und dann verkündet, dass er körperlich gesund sei. Aber sie würden ihm einen Kräutersud verabreichen, damit der Junge weiterhin schlief. Denn manchmal fühlte ein Bewusstsein, wann es sich abschalten musste, um sich auf den notwendigen Heilungsprozess vorzubereiten. Allerdings wusste Helen nicht, wie eine durchschlafene Nacht – oder selbst ein durchschlafenes Jahr – Ty auf den Verlust seiner Zwillingschwester vorbereiten sollte.

»Ich will mit Jules reden«, sagte Dru schließlich. »Ist er hier?«

»Nein«, antwortete Helen. »Er ist noch immer bei Livvy. In der Stadt der Stille.« Gern hätte sie Dru gesagt, dass er jeden Moment zurückkehren würde. Denn sie wusste von Aline, dass die Zeremonie der Aufbahrung in der Stadt der Stille – die Vorbereitungen für die Feuerbestattung – nicht lange dauerte. Aber sie wollte Dru keine Versprechungen machen, die sich dann als falsch erwiesen.

»Was ist mit Emma?« Drus Ton war höflich, aber eindeutig: *Ich will jemanden um mich haben, den ich kenne, und nicht dich.*

»Ich werde sie holen«, versicherte Helen.

Sie hatte sich kaum von der Tür weggedreht, als diese mit einem leisen, aber entschiedenen *Klick* ins Schloss gedrückt wurde. Helen kämpfte gegen die Tränen an – und entdeckte Mark, der nur wenige Schritte entfernt im Flur stand. Er hatte sich ihr völlig lautlos genähert und hielt einen zerknitterten Zettel in der Hand, der nach einer Flammenbotschaft aussah.

»Helen«, sagte Mark; seine Stimme klang rau. Würde er nach all den Jahren, die er mit der Wilden Jagd verbracht hatte, auf die gleiche Weise trauern wie die Feenwesen? Er wirkte zerzaust und erschöpft, und unter seinen Augen und um die Mundwinkel herum hatten sich tiefe, menschliche Falten in seine Haut gegraben. »Ich muss dringend mit dir reden. Keine Sorge: Ty ist nicht allein; Diana und Kit sind bei ihm. Außerdem schläft er noch immer. Hast du einen Moment Zeit?«

»Ich habe Dru versprochen, Emma zu ihr zu bringen«, erwiderte Helen.

»Ihr Zimmer ist dahinten. Natürlich können wir kurz bei ihr anknöpfen, bevor wir aufbrechen«, sagte Mark und zeigte auf das andere Ende des Flurs, dessen Wände in honiggelben Tönen getäfelt waren. Der Schein der Elbensteinlampen tauchte das ganze Haus in ein warmes Licht. An jedem anderen Tag hätte es bestimmt freundlich und einladend gewirkt.

»Aufbrechen?«, fragte Helen verwirrt.

»Magnus und Alec haben gerade eine Nachricht geschickt. Ich muss zum Haus des Konsuls, um Tavy abzuholen und ihm mitzuteilen, dass unsere Schwester tot ist.« Mit gequältem Gesicht griff er nach ihrer Hand. »Bitte, Helen. Bitte komm mit.«

Während ihrer Jugend hatte Diana einmal ein Museum in London besucht, das als Hauptattraktion ein schlafendes Dornröschen aus Wachs präsentiert hatte. Ihre Haut war bleich gewesen, und ihre Brust hatte sich gehoben und gesenkt, während sie mithilfe eines kleinen, in ihrem Körper versteckten Antriebs »geatmet« hatte.

Irgendetwas an Tys Reglosigkeit und Blässe erinnerte Diana jetzt an die Märchenfigur aus dem Wachsfigurenkabinett. Ty ruhte halb zugedeckt auf dem Bett, die Hände lagen locker, aber still neben seinen Hüften. Diana wünschte sich nichts sehnlicher, als seine Finger wieder in Aktion zu sehen – so wie früher, wenn er mit einer von Julians Erfindungen oder mit dem Kabel seiner Kopfhörer gespielt hatte.

»Wird er wieder gesund?«, flüsterte Kit. Der Raum war in einem heiteren Gelb tapeziert, und bunte Patchwork-Tagesdecken lagen auf den Betten. Kit hätte sich auf das leere Bett setzen können, das für Livvy bestimmt gewesen war, doch er hatte sich dagegen entschieden. Stattdessen hockte er in einer Ecke auf dem Boden, den Rücken gegen die Wand gelehnt und die Beine angezogen. Sein Blick war auf Ty gerichtet.

Diana legte eine Hand auf Tys Stirn – sie war kühl. Sie selbst fühlte sich wie betäubt und spürte ihren Körper kaum. »Mit ihm ist alles in Ordnung, Kit«, sagte sie und zog Tys Decke höher. Doch er regte sich im Schlaf, murmelte und strampelte sich frei.

Das Fenster war weit geöffnet; Diana hatte angenommen, dass Ty die frische Luft guttun würde. Doch jetzt durchquerte sie den Raum, um es zu schließen. Ihre Mutter war immer der Ansicht gewesen, dass es nichts Schlimmeres gab, als sich durch den Luftzug eine schreckliche Erkältung einzufangen – und offensichtlich blieb das, was einem die eigenen Eltern eingeprägt hatten, für immer im Gedächtnis haften.

Auf der anderen Seite des Fensters konnte Diana die Silhouette der Stadt sehen, die sich vor dem dämmerigen Abendhimmel abzeichnete. Darüber ging gerade der Mond auf. Ihre Gedanken wanderten zu einem Reiter auf einem mächtigen Ross, das über den weiten Himmel preschte. Diana fragte sich, ob Gwyn bereits von den Ereignissen des Nachmittags wusste oder ob sie ihm vielleicht eine Nachricht schicken sollte. Aber was konnte er sagen oder tun? Er war ihr schon einmal zu Hilfe geeilt, als Livvy, Ty und Kit sich in Gefahr befunden hatten. Doch damals hatte Mark ihn verständigt. Diana war sich noch immer nicht sicher, ob er aus aufrichtiger Zuneigung zu den Kindern gehandelt hatte oder nur deshalb, weil er eine Schuld begleichen musste.

Einen Moment stand sie reglos da, die Hand an den Vorhängen. Im Grunde wusste sie nur sehr wenig über Gwyn. Als Anführer der Wilden Jagd war er eine mystische Gestalt, kein gewöhnlicher Elbe. Diana fragte sich, wie jemand, der so mächtig und alt war, dass er selbst zum Bestandteil von Mythen und Sagen geworden war, herkömmliche Gefühle haben konnte. Konnte er angesichts dessen, was er im Laufe der Jahrhunderte erlebt hatte, tatsächlich noch Interesse für das Leben irgendeines Sterblichen aufbringen?

Und dennoch hatte er sie im Arm gehalten und sie getröstet, als sie ihm erzählt hatte, was bis dahin nur Catarina und ihre Eltern gewusst hatten – und ihre Eltern waren tot. Gwyn hatte sehr mitfühlend reagiert, oder nicht?

Hör auf. Diana wandte sich wieder dem Raum zu. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um über Gwyn nachzudenken, selbst wenn sie tief in ihrem Inneren hoffte, er würde herkom-

men und sie wieder trösten. Nicht jetzt, da Ty möglicherweise jeden Moment aufwachte ... in einer Welt, die angefüllt war mit einem neuen, schrecklichen Schmerz. Nicht jetzt, da Kit in einer Ecke kauerte, als wäre er nach einem Schiffsunglück an einen einsamen Strand gespült worden.

Diana wollte dem Jungen gerade die Hand auf die Schulter legen, als er den Kopf hob und sie ansah. Auf seinem Gesicht waren keine Tränenspuren zu erkennen. Plötzlich erinnerte sie sich daran, dass er auch nach dem Tod seines Vaters keine geröteten Augen gehabt hatte – damals, als er die Institutstür zum ersten Mal geöffnet und begriffen hatte, dass er ein Schattenjäger war.

»Ty mag vertraute Gegenstände«, sagte Kit nun. »Wenn er aufwacht, wird er nicht wissen, wo er ist. Wir sollten dafür sorgen, dass seine Reisetasche in der Nähe ist ... und alles, was er sonst noch aus London mitgebracht hat.«

»Seine Sachen sind da drüben.« Diana zeigte auf Tys Reisetasche unter dem Bett, das für Livvy bestimmt gewesen war. Kit rappelte sich auf und ging darauf zu. Er öffnete den Reißverschluss und holte ein Buch hervor – einen schweren Wälzer mit altmodischer Leinenbindung. Schweigend legte er das Buch neben Tys linke Hand. Als Diana einen Blick auf den goldgeprägten Titel warf, erkannte sie, dass selbst ihr vor Schmerz betäubtes Herz noch einen Stich verspüren konnte.

Die Rückkehr des Sherlock Holmes.

Der Mond war aufgegangen, und die Dämonentürme von Alicante glühten in der Dunkelheit.

Seit Marks letztem Aufenthalt in dieser Stadt waren viele Jahre vergangen. Die Wilde Jagd war ein paarmal über Idris hinweggeflogen, und er erinnerte sich daran, wie das Land der Nephilim unter ihnen gelegen hatte und die anderen Mitglieder der Jagd gejohlt und gepfiffen hatten bei der Vorstellung, dass sie das Territorium der Schattenjäger überquerten. Doch Marks Herz hatte beim Anblick von Idris immer schneller geschlagen: die silberne Fläche des Lyn-Sees, die grünen Wipfel des Brocelind-Walds,

die steinernen, über die Landschaft verteilten Herrensitze und der helle Schimmer von Alicante auf dem Hügel. Und Kieran war neben ihm geritten und hatte Mark nachdenklich betrachtet, während Mark Idris betrachtet hatte.

Mein Land, mein Volk. Meine Heimat, hatte er damals gedacht. Aber vom Boden aus wirkte die Stadt anders: irgendwie nüchterner, vom Geruch der Kanäle erfüllt und von harschem Elbenlicht beleuchtet. Das Haus des Inquisitors lag nicht weit entfernt, aber Helen und er hatten es nicht eilig. Nach ein paar Minuten räusperte Helen sich.

»Du hast unsere Tante im Feenreich gesehen«, sagte sie. »Nene. Aber nur Nene, oder?«

»Ja, am Hof des Lichten Volkes.« Mark nickte; er war froh, dass seine Schwester die Stille durchbrochen hatte. »Wie viele Schwestern hatte unsere Mutter?«

»Sechs oder sieben, glaube ich zumindest«, sagte Helen. »Aber Nene ist die Einzige, die freundlich und gütig ist.«

»Ich dachte, du wüsstest nicht, wo sie sich befindet.«

»Sie hat mir ihren Aufenthaltsort nie verraten, aber wir haben mehr als nur einmal miteinander gesprochen, nachdem man mich auf die Wrangelinsel verbannt hatte«, erklärte Helen. »Ich vermute, dass sie vielleicht Mitleid mit mir hatte.«

»Uns hat sie geholfen, ein Versteck zu finden. Und sie hat Kieran geheilt«, berichtete Mark. »Außerdem hat sie mit mir über unsere Elbennamen gesprochen.« Er schaute sich um. Sie hatten das Haus des Inquisitors erreicht – das größte Gebäude in der Straße, mit Balkonen, die über den Kanal hinausragten. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich jemals hierher zurückkehren würde. Nicht nach Alicante. Nicht als Schattenjäger.«

Helen drückte seine Schulter, dann stiegen sie gemeinsam die Stufen hinauf und klopfen an. Simon Lewis öffnete ihnen die Tür. Er wirkte niedergeschlagen und deutlich älter als bei ihrer letzten Begegnung: Seine Schultern waren breiter, seine braunen Haare länger und ein dunkler Bartschatten zeichnete sich auf seinem Kinn ab.

Er schenkte Helen ein schiefes Lächeln. »Als wir das letzte

Mal hier in Alicante waren, war ich betrunken und hab irgend-
etwas zu Isabelles Zimmer hinaufgebrüllt.« Dann wandte er sich
an Mark. »Und bei unserer letzten Begegnung hab ich im Feen-
reich in einem Käfig gehockt.«

Mark erinnerte sich an die Situation: Simon hatte ihn durch
die Gitterstäbe eines Koboldkäfigs angestarrt, und Mark hatte
ihm erklärt: *Ich bin kein Elbe. Ich bin Mark Blackthorn vom In-
stitut in Los Angeles. Es spielt keine Rolle, was die Mitglieder der
Wilden Jagd sagen oder was sie mir antun. Ich weiß noch immer,
wer ich bin.*

»Stimmt«, bestätigte Mark. »Du hast mir von meinen Ge-
schwistern berichtet und von Helens Hochzeit. Dafür war ich dir
sehr dankbar.« Aus alter Gewohnheit machte er eine kurze Ver-
beugung – was ihm einen überraschten Blick von seiner Schwes-
ter einbrachte.

»Ich wünschte, ich hätte dir damals mehr erzählen können«,
sagte Simon in ernstem Ton. »Und es tut mir so leid. Wegen
Livvy. Wir trauern hier ebenfalls.«

Simon öffnete die Tür weit. Dahinter entdeckte Mark eine ele-
gante Eingangshalle, mit einem großen Kronleuchter an der De-
cke. Links davon befand sich eine Art Wohnzimmer, in dem Rafe,
Max und Tavvy vor einem nicht entzündeten Kamin hockten und
mit ein paar Spielsachen spielten. Isabelle und Alec saßen auf dem
Sofa: Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und weinte
an seiner Brust. Ihre leisen, untröstlichen Schluchzer erinnerten
Mark an seinen eigenen Verlust und den Schmerz tief in seinem
Inneren.

»Bitte sag Isabelle und Alec, wie leid uns der Tod ihres Vaters
tut«, bat Helen. »Wir wollten nicht einfach so hereinplatzen, aber
wir sind hier, um Octavian abzuholen.«

In diesem Moment erschien Magnus an der Tür. Er nickte He-
len und Mark zu, ging dann zu den Kindern und hob Tavvy vom
Boden hoch. Obwohl sein kleiner Bruder ja eigentlich etwas zu
groß war, um noch getragen zu werden, dachte Mark. Anderer-
seits wirkte Tavvy sehr jung für sein Alter, so als hätte der frühe
Verlust des Vaters ihn kindlicher bleiben lassen. Als Magnus auf

sie zukam, hob Helen die Hände, um Tavy in Empfang zu nehmen. Doch der streckte die Ärmchen nach Mark aus.

Leicht überrascht nahm Mark seinen kleinen Bruder auf den Arm. Tavy drehte sich unruhig hin und her; er wirkte müde, aber aufmerksam. »Was ist passiert?«, fragte er. »Hier weinen alle.«

Magnus fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Er sah extrem erschöpft aus. »Wir haben ihm noch nichts gesagt. Weil wir dachten, dass ihr das besser machen solltet«, sagte er.

Mark trat ein paar Schritte von der Tür zurück, und Helen folgte ihm, bis sie alle drei im rechteckigen Lichtkegel des Hauseingangs standen. Vorsichtig setzte er Tavy ab. Er würde ihm die schlechte Nachricht auf Feenweise überbringen: von Angesicht zu Angesicht.

»Livvy ist von uns gegangen, Kleiner«, sagte er.

Tavy schaute ihn verwirrt an. »Wohin ist sie denn gegangen?«

»Ins Land des Schattens«, erklärte Mark. Er suchte nach den passenden Worten. Im Feenreich war der Tod etwas völlig anderes als in der Welt der Menschen.

Tavy sah ihn mit seinen großen, blaugrünen Blackthorn-Augen an. »Aber wir können sie doch retten, oder? Sie zurückholen. Genau wie wir dich aus dem Feenreich zurückbekommen haben. Und wie du Kieran gerettet hast.«

Helen brachte einen ersticken Laut hervor. »Ach, Octavian«, sagte sie leise.

»Livvy ist *tot*«, murmelte Mark hilflos. Er sah, wie Tavy bei diesen Worten zurückzuckte. »Das Leben der Sterblichen ist kurz und ... zerbrechlich im Angesicht der Ewigkeit.«

Tränen schossen Tavy in die Augen.

»*Mark*«, sagte Helen, kniete sich vor Tavy und streckte die Hände nach ihm aus. »Livvy ist so tapfer gestorben«, sagte sie. »Unsere Schwester hat Julian und Emma verteidigt. Sie ... war so mutig.«

Jetzt liefen Tavy die Tränen übers Gesicht. »Wo ist Julian?«, schluchzte er. »Wo ist er?«

Helen ließ die Hände sinken. »Er ist bei Livvy, in der Stadt der

Stille. Aber er wird bald zurück sein. Komm, wir bringen dich nach Hause, in das Haus am Kanal.«

»Nach Hause?«, erwiderte Tavvy verächtlich. »Das ist nicht unser *Zuhause*.«

Mark bemerkte, dass Simon aus der Tür getreten war und jetzt neben ihm stand. »Gott, der arme Junge«, sagte er. »Hör zu, Mark ...«

»Octavian.« Magnus' Stimme ertönte von der Haustür. Er blickte auf den kleinen, tränenüberströmten Jungen hinab. Aus seinen Augen sprach Erschöpfung, aber auch enormes Mitgefühl – jene Art von Mitgefühl, wie sie mit hohem Alter einhergeht.

Einen Moment lang schien es, als wollte er etwas sagen, doch Rafe und Max hatten sich zu ihm gesellt. Schweigend stiegen sie die Stufen hinunter und gingen zu Tavvy. Rafe war fast so groß wie er, obwohl er erst fünf war. Er schlang die Arme um Tavvy, und Max folgte seinem Beispiel. Und zu Marks Überraschung schien sein kleiner Bruder sich etwas zu entspannen: Er ließ sich umarmen und nickte, als Max ihm etwas ins Ohr flüsterte.

Helen richtete sich auf, und Mark fragte sich, ob sich auf seinem Gesicht wohl der gleiche Ausdruck wie auf ihrem spiegelte: eine Mischung aus Schmerz und Scham. Scham, weil sie nicht mehr tun konnten, um Tavvy zu trösten, ihren jüngeren Bruder, der sie kaum kannte.

»Ist schon okay«, sagte Simon. »Ihr habt es versucht.«

»Aber es ist uns nicht gelungen«, erwiderte Mark.

»Kummer kann man nicht heilen«, sagte Simon. »Das hat mir ein Rabbiner gesagt, als mein Vater gestorben war. Die Zeit ist das Einzige, das Kummer heilen kann ... und die Liebe der Menschen, denen etwas an einem liegt. Tavvy hat beides.« Er drückte kurz Marks Schulter. »Pass gut auf dich auf«, sagte er. »*Schelo ted'u od za'ar*, Mark Blackthorn.«

»Und was bedeutet das?«, fragte Mark.

»Das ist ein Segensspruch«, erklärte Simon. »Noch etwas, das mir der Rabbiner beigebracht hat. »Mögen keine weiteren Sorgen auf dir lasten.««

Dankbar neigte Mark den Kopf – Feenwesen wussten Segenssprüche durchaus zu schätzen. Doch sein Herz fühlte sich weiterhin schwer an: Er konnte sich nicht vorstellen, dass die Sorgen seiner Familie bald vorüber wären.



*Die melancholischen,
schweigenden Wellen*

Cristina stand mutlos in der extrem sauberen Küche der Stadtvilla an der Princewater Street und wünschte, es gäbe irgendetwas aufzuräumen.

Inzwischen hatte sie Geschirr gespült, das gar nicht schmutzig gewesen war. Sie hatte den Fußboden gewischt und den Tisch gedeckt, mehrfach gedeckt. Sie hatte Blumen in einer Vase arrangiert, aber dann weggeworfen, nur um sie kurz darauf wieder aus dem Mülleimer zu fischen und erneut in eine Vase zu stellen. Sie wollte die Küche nett, das Haus einladend machen. Aber würde sich überhaupt irgendjemand dafür interessieren, ob die Küche nett und das Haus einladend war?

Nein, vermutlich nicht. Aber sie musste sich trotzdem irgendwie beschäftigen. Am liebsten wäre sie bei Emma gewesen, doch Emma saß bei Drusilla, die Emmas Hände umklammert und sich in den Schlaf geweint hatte. Cristina wollte gern bei Mark sein und ihn trösten, aber er war zusammen mit Helen aufgebrochen. Und sie freute sich für ihn, dass er wenigstens etwas Zeit mit seiner Schwester verbringen konnte, die ihm so lange gefehlt hatte.

Plötzlich wurde die Haustür so heftig aufgestoßen, dass Cristina erschrocken zusammenzuckte und eine Schüssel vom Tisch stieß. Klirrend ging das Gefäß zu Boden und zerbrach in mehrere Teile. Cristina wollte sich gerade bücken, um die Scherben aufzuheben, als sie sah, wie Julian das Haus betrat und die Tür hinter sich zudrückte. In Idris verwendeten die meisten Bewohner eher Verriegelungsrune als Schlüssel, doch Julian griff nicht nach seiner Stele. Stattdessen blickte er starr durch die Eingangshalle in Richtung Treppe.

Cristina stand wie versteinert da. Julian wirkte wie ein Geist aus einem Shakespeare-Drama. Er hatte sich nicht umgezogen: Sein Hemd und seine Jacke waren steif vor getrocknetem Blut.

Es war ihr schon immer schwergefallen, mit Julian zu reden; aufgrund von Emmas Geständnis wusste sie mehr über ihn, als ihr lieb war. Zum Beispiel, dass er hoffnungslos in ihre Freundin verliebt war. Das ließ sich an mehreren Anzeichen eindeutig erkennen – an der Art und Weise, wie er Emma ansah und mit ihr redete, und an Tausenden winzigen Gesten, beispielsweise wenn er ihr eine Schüssel über den Tisch reichte. Cristina hatte keine Ahnung, wieso die anderen das nicht auch bemerkten. Sie hatte andere *Parabatai* gekannt, und keiner von ihnen hatte den anderen auf diese Weise angesehen.

Derart persönliche Informationen über jemand anderen waren schon zu besten Zeiten problematisch – doch davon konnte man im Augenblick sicher nicht sprechen. Julian starrte ausdruckslos vor sich hin, bis er sich schließlich in Bewegung setzte. Dabei rieselte das getrocknete Blut seiner Schwester von seiner Kleidung herab und fiel zu Boden.

Wenn sie einfach nur reglos stehen blieb, dann würde er sie vielleicht nicht sehen, dachte Cristina. Dann würde er vielleicht direkt nach oben gehen und ihnen beiden die peinliche Situation ersparen.

Doch während sie noch mit sich rang, versetzte ihr seine trostlose Miene einen Stich ins Herz. Ohne darüber nachzudenken, marschierte sie zur Tür.

»Julian«, sagte sie leise.

Er schien nicht überrascht. Langsam drehte er sich zu ihr um, wie ein halb abgelaufener Automat, dessen Batterien allmählich versagten. »Wie geht es ihnen?«, fragte er.

Was sollte Cristina darauf antworten? »Man kümmert sich um sie«, sagte sie schließlich. »Helen war hier und Diana und Mark.«

»Ty ...?«

»Schläft noch immer.« Nervös zupfte sie an ihrem Rock. Sie hatte nach den Ereignissen im Sitzungssaal ihre gesamte Kleidung gewechselt, um sich halbwegs sauber zu fühlen.

Zum ersten Mal erwiderte er ihren Blick. Seine Augen waren gerötet, obwohl Cristina sich nicht daran erinnern konnte, dass er in Tränen ausgebrochen war. Vielleicht hatte er aber auch geweint, während er Livvy im Arm gehalten hatte – doch daran wollte sie lieber nicht denken. »Emma ...«, setzte er an, »ist mit ihr alles in Ordnung? Du weißt immer, wie es ihr geht. Dir würde sie ... es erzählen.«

»Sie ist bei Drusilla. Aber ich bin mir sicher, dass sie dich gern sehen würde.«

»Aber ist mit ihr alles okay?«

»Nein«, antwortete Cristina. »Wie auch?«

Julian warf einen Blick in Richtung Treppe, als könnte er sich nicht ausmalen, welche Kraft es ihn kosten würde, die Stufen hinaufzusteigen. »Robert wollte uns helfen«, sagte er. »Emma und mir. Du weißt ja über uns Bescheid. Ich weiß, dass du weißt, was wir füreinander empfinden.«

Überrascht zögerte Cristina einen Moment. Sie hätte nicht gedacht, dass Julian dieses Thema ihr gegenüber jemals ansprechen würde. »Vielleicht könnte der nächste Inquisitor ...«

»Auf dem Rückweg bin ich durch die Garnison gekommen«, berichtete Julian. »Dort hat man sich bereits versammelt. Große Teile der Kohorte und die Hälfte der Ratsmitglieder. Sie diskutieren darüber, wer der nächste Inquisitor werden soll. Ich bezweifle, dass das jemand sein wird, der uns helfen will. Nicht nach dem, was heute passiert ist. Eigentlich müsste ich mir deswegen Sorgen machen«, sagte er. »Aber im Moment ist es mir vollkommen egal.«

Am oberen Ende der Treppe wurde eine Tür geöffnet, und Licht fiel in den dunklen Gang. »Julian?«, rief Emma. »Julian, bist du das?«

Beim Klang ihrer Stimme richtete er sich unbewusst auf. »Ich komme schon.« Als er die Treppe hinaufging, sah er Cristina nicht mehr an, sondern nickte nur noch kurz in ihre Richtung.

Cristina hörte, wie sich seine Schritte entfernten und seine Stimme mit Emmas verschmolz. Sie warf einen raschen Blick in Richtung Küche. Die zerbrochene Schüssel lag noch immer in

der Ecke. Eigentlich sollte sie die Scherben auffegen. Das wäre eine praktische Reaktion gewesen, und Cristina hatte sich immer für praktisch gehalten.

Doch einen Moment später streifte sie ihre Monturjacke über, schob mehrere Seraphklingen in ihren Waffengurt und schlüpfte leise aus der Tür, hinaus in die dunklen Straßen von Alicante.

Emma lauschte auf das vertraute Geräusch von Julians Schritten auf der Treppe. Der Klang war für sie wie Musik, die sie seit ihrer Kindheit kannte – so vertraut, dass es fast schon keine Musik mehr war.

Sie widerstand dem Drang, erneut nach ihm zu rufen. Schließlich stand sie in Drus Zimmer, und das Mädchen war gerade erst eingeschlafen – erschöpft und noch immer in der Kleidung, die sie zur Versammlung getragen hatte. Emma hörte Julians Schritte im Flur und dann das Geräusch einer Tür, die geöffnet und wieder geschlossen wurde.

Sorgsam darauf bedacht, Dru nicht zu wecken, schlüpfte sie leise aus dem Raum. Sie wusste, wohin Julian gegangen war: durch den Flur und zu dem Zimmer, das man zu Tys Raum erklärt hatte.

Dort hatte jemand das Licht gedämpft. Diana saß in einem Sessel neben Tys Bett; auf ihrem Gesicht spiegelte sich eine Mischung aus Kummer und Erschöpfung. Kit hockte schlafend an der Wand, die Hände schlaff im Schoß.

Julian stand vor Tys Bett und blickte auf seinen Bruder hinab. Tiberius lag vollkommen reglos da – ein durch Medikamente erzeugter Schlaf. Seine dunklen Haare hoben sich deutlich von dem weißen Kopfkissen ab. Dennoch lag er auch jetzt noch auf der linken Seite des Betts, als wollte er für Livvy Platz lassen.

»Seine Wangen sind gerötet«, sagte Julian gerade. »Als ob er Fieber hätte.«

»Er hat kein Fieber«, versicherte Diana mit fester Stimme. »Er braucht den Schlaf, Jules. Denn schlafen hilft.«

Emma sah die unverhohlene Skepsis auf Julians Gesicht. Sie wusste, was er dachte: *Schlafen hat mir nicht geholfen, als meine*

Mutter gestorben ist oder mein Vater. Und es wird auch bei diesem Verlust nicht helfen. Livvys Tod wird immer eine tiefe Wunde sein.

Diana drehte sich zu Emma um. »Was ist mit Dru?«, fragte sie.

Bei diesen Worten schaute Julian auf und sein Blick kreuzte sich mit Emmas. Sie empfand den Schmerz in seinen Augen wie einen Schlag gegen die Brust, und das Atmen fiel ihr plötzlich schwer. »Sie schläft«, berichtete Emma fast im Flüsterton. »Es hat eine Weile gedauert, aber sie ist endlich eingesnickt.«

»Ich war in der Stadt der Stille«, sagte er. »Wir haben Livvy dorthin gebracht. Ich habe bei der Aufbahrung geholfen.«

Diana legte die Hand auf seinen Arm. »Jules«, sagte sie leise. »Du solltest duschen gehen und dich etwas ausruhen.«

»Ich sollte hierbleiben«, erwiderte Julian mit gesenkter Stimme. »Wenn Ty aufwacht und ich nicht hier bin ...«

»Er wird nicht aufwachen«, sagte Diana. »Die Brüder der Stille sind bei der Verabreichung von Medikamenten sehr präzise.«

»Wenn er aufwacht und du stehst hier, von Kopf bis Fuß mit Livvys Blut bedeckt, wird ihm das ganz bestimmt nicht helfen, Julian«, sagte Emma. Diana warf ihr einen Blick zu, überrascht von den scharfen Worten. Doch Julian blinzelte nur kurz, als würde er aus einem Traum erwachen.

Emma streckte ihm ihre Hand entgegen. »Komm«, sagte sie.

Über den Bergen hatten sich Gewitterwolken gebildet und der Himmel war schwarzblau. Glücklicherweise war der Weg hinauf zur Garnison mit Elbenlichtfackeln beleuchtet. Cristina lief parallel zum Pfad den Hügel hinauf und hielt sich dabei bewusst in den Schatten. Der ozonhaltige Geruch des heraufziehenden Sturms lag in der Luft und erinnerte sie an den bitteren Kupfergeruch von Blut.

Als Cristina das Tor der Garnison erreichte, schwang es auf, und eine Gruppe von Stillen Brüdern trat hinaus. Ihre elfenbeinfarbenen Roben glitzerten, als wären sie mit Regentropfen bedeckt.

Hastig drückte Cristina sich an die Mauer. Sie verstieß zwar gegen kein Gesetz – jeder Schattenjäger konnte die Garnison be-

treten –, aber sie wollte lieber nicht gesehen werden. Als die Brüder der Stille an ihr vorbeiging, erkannte sie, dass das Glitzern auf ihren Roben nicht von Regentropfen, sondern von feinen Glassplittern stammte.

Sie mussten sich im Sitzungssaal befunden haben, als es passiert war. Cristina erinnerte sich daran, wie das Fenster explodiert und Annabel verschwunden war – eine Mischung aus grellem Licht und einem gewaltigen Knall. Aber Cristina hatte sich auf die Blackthorns konzentriert, auf Emma und den entsetzten Ausdruck auf ihrem Gesicht, auf Mark und seinen zusammengekrümmten Körper, als würde er die Wucht eines Tiefschlags absorbieren.

Im Inneren der Garnison herrschte Stille. Cristina senkte den Kopf und lief rasch durch die Gänge, wobei sie dem Klang von Stimmen folgte, die aus dem Sitzungssaal drangen. Vor Erreichen der Tür bog sie jedoch nach rechts ab und stieg die Stufen zu den Plätzen auf der Empore hinauf, die wie eine Theatergalerie in den Saal hineinragte. Auf dem Podium unter ihr hatte sich eine Gruppe von Nephilim versammelt. Irgendjemand – die Stillen Brüder? – hatte die Glasscherben und das Blut beseitigt. Und das Fenster war wieder intakt.

Ihr könnt aufräumen und die Beweise entfernen, so viel ihr wollt, dachte Cristina, während sie sich hinkniete, um über das Geländer der Empore zu spähen. *Aber es ist trotzdem passiert.*

Sie entdeckte Horace Dearborn, der auf einem hohen Hocker saß. Dearborn war ein großer, hagerer Mann, nicht besonders muskulös, aber mit sehnigen Armen. Seine Tochter Zara Dearborn stand neben ihm; sie hatte die Haare zu einem ordentlichen Bauernkranz geflochten, und ihre Montur war makellos. Im Grunde besaß sie nur wenig Ähnlichkeit mit ihrem Vater – wenn man von der unterdrückten Wut in ihren Mienen und ihrer Leidenschaft für die Kohorte einmal absah. Die Kohorte ... eine Splittergruppe innerhalb des Rats, die von der Überlegenheit der Nephilim gegenüber den Schattenweltlern überzeugt war, selbst wenn sie dafür gegen das Gesetz verstoßen musste.

Um sie herum drängten sich andere, junge und alte Schat-

tenjäger. Cristina erkannte eine ganze Reihe von Zenturionen – unter anderem Manuel Casales Villalobos, Jessica Beausejourns und Samantha Larksphear – sowie zahlreiche andere Nephilim, die während der Versammlung Kohortenabzeichen getragen hatten. Dazwischen stand jedoch auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schattenjägern, die Cristinas Wissen nach nicht zur Kohorte gehörten. Wie etwa Lazlo Balogh, der Leiter des Budapester Instituts, der zu den wichtigsten Befürwortern des Kalten Friedens und der damit verbundenen Strafmaßnahmen gegenüber Schattenweltlern zählte. Josiane Pontmercy vom Institut in Marseille. Delaney Scarsbury, der an der Schattenjäger-Akademie unterrichtete. Dazu ein paar Freundinnen ihrer Mutter – Trini Castel von der Barcelona-Division und Luana Carvalho, Leiterin des Instituts in São Paulo, die Cristina beide seit ihrer Kindheit kannte.

Allesamt Kongregationsmitglieder. Cristina sprach ein stummes Dankgebet, dass ihre Mutter nicht hier sein konnte: Sie war mit einem explosionsartigen Anstieg von Halphas-Dämonen im Alameda-Central-Park beschäftigt gewesen und hatte darauf vertraut, dass Diego ihre Interessen vertreten würde.

»Wir dürfen keine Zeit verlieren«, sagte Horace, der eine Aura humorloser Strenge verströmte, genau wie seine Tochter. »Uns fehlt ein Inquisitor, ausgerechnet jetzt in diesem kritischen Moment, wo wir von Kräften außerhalb und innerhalb des Rats bedroht werden.« Er schaute in die Runde. »Wir hoffen, dass diejenigen unter euch, die unserer Sache bisher misstraut haben, sich uns nach den heutigen Ereignissen anschließen werden.«

Cristina spürte, wie ein eisiger Schauer durch ihren Körper jagte. Das war nicht einfach nur eine Versammlung der Kohorte. Hier ging es um das Anwerben neuer Mitglieder. Im Inneren des leeren Sitzungssaals, in dem Livvy kurz zuvor gestorben war. Ihr wurde übel.

»Was hast du deiner Meinung nach denn in Erfahrung gebracht, Horace?«, fragte eine Frau mit einem australischen Akzent. »Sprich offen zu uns, damit wir alle über das Gleiche reden können und es nicht zu Missverständnissen kommt.«

Er warf ihr einen Blick zu. »Andrea Sedgewick«, grinste er.

»Wenn ich mich richtig erinnere, hast du für den Kalten Frieden gestimmt.«

Sie zog eine verkniffene Miene. »Ich halte nicht viel von Schattenweltlern. Aber das, was hier heute passiert ist ...«

»Wir wurden angegriffen«, sagte Dearborn. »Betrogen und angegriffen, von innen und außen. Ich bin mir sicher, dass ihr es auch alle gesehen habt: das Siegel des Dunklen Hofes.«

Cristina erinnerte sich: Als Annabel verschwunden war – wie von unsichtbaren Händen durch das zertrümmerte Fenster getragen –, hatte ein Symbol in der Luft geschwebt: eine gespaltene Krone.

Die Menge murmelte zustimmend. Der Geruch von Angst lag in der Luft, wie ein Pesthauch. Dearborn schien es sichtlich zu genießen; er leckte sich beinahe die Lippen, während er sich im Saal umsah. »Der König des Dunklen Volkes hat im Herzen unseres Heimatlandes zugeschlagen. Er verhöhnt den Kalten Frieden. Er weiß, dass wir geschwächt sind. Und er lacht über unsere Unfähigkeit, strengere Gesetze zu erlassen oder sonst irgendetwas zu unternehmen, das die Feenwesen unter Kontrolle bringen würde ...«

»Niemand kann die Feenwesen unter Kontrolle bringen«, warf Scarsbury ein.

»Das ist genau die Einstellung, die den Rat seit Jahren geschwächt hat«, fauchte Zara. Ihr Vater schenkte ihr ein wohlwollendes Lächeln.

»Meine Tochter hat recht«, sagte er. »Auch die Feenwesen haben Schwächen – wie alle Schattenweltler. Sie wurden weder von Gott noch von unserem Erzengel erschaffen. Sie haben Makel, die wir nie für uns genutzt haben. Aber sie haben unsere Großzügigkeit ausgenutzt und lachen sich hinter unserem Rücken ins Fäustchen.«

»Und was schlägst du vor?«, fragte Trini. »Eine Mauer rund um das Feenreich?«

Hämisches Gelächter ertönte. Das Reich der Feenwesen existierte überall und nirgends – es stellte eine andere Daseinsebene dar. Niemand konnte es abriegeln.

Horace verengte die Augen zu Schlitzen. »Ihr lacht, aber Eisentüren an allen Ein- und Ausgängen zum Feenreich würden enorm dazu beitragen, weitere feindliche Einfälle in unsere Welt zu verhindern.«

»Ist das das Ziel?«, fragte Manuel träge, als würde ihn die Antwort nicht sonderlich interessieren. »Das Feenreich abzuriegeln?«

»Wir haben mehr als nur ein Ziel, wie du genau weißt, Junge«, erwiderte Dearborn. Plötzlich lächelte er, als wäre ihm gerade ein Gedanke gekommen. »Du weißt über die Fäule Bescheid, Manuel. Vielleicht möchtest du dein Wissen ja mit uns teilen, da die Konsulin uns im Dunklen gelassen hat. Vielleicht sollten diese anständigen Bürger hier erfahren, was passiert, wenn die Tore zwischen dem Feenreich und unserer Welt weit aufgestoßen werden.«

Cristina umklammerte ihren Anhänger und schäumte innerlich vor Wut, während Manuel die verdorrten Areale im Brocelind-Wald beschrieb: der Umstand, dass sie sich jeder Schattenjägermagie widersetzen, und die Tatsache, dass eine ähnliche Fäule im Land des Dunklen Volkes zu existieren schien. Woher wusste er das?, fragte Cristina sich aufgebracht. All diese Dinge hatte Kieran dem Rat mitteilen wollen, doch er war nicht dazu gekommen. Also, woher wusste Manuel davon?

Sie konnte nur froh und dankbar sein, dass Diego ihre Bitte erfüllt und Kieran zur Scholomance gebracht hatte. Es war offensichtlich, dass ein Vollblutelbe hier seines Lebens nicht mehr sicher war.

»Der König des Dunklen Volkes ist dabei, ein Gift herzustellen und in unserer Welt zu verbreiten – eine Substanz, die bewirkt, dass wir Schattenjäger gegen ihn machtlos sind. Wir müssen jetzt und sofort handeln, um unsere Stärke zu demonstrieren«, fiel Zara Manuel ins Wort, bevor er seinen Bericht beenden konnte.

»So wie du gegenüber Malcolm Stärke gezeigt hast?«, fragte Lazlo. Belustigtes Kichern ertönte aus der Menge, woraufhin Zara errötete: Sie hatte stolz verkündet, dass sie Malcolm Fade, einen mächtigen Hexenmeister, persönlich niedergestreckt hatte. Doch später hatte sich herausgestellt, dass sie gelogen hatte. Cris-

tina und die anderen hatten gehofft, diese Tatsache würde Zara in Misskredit bringen, aber jetzt – nach dem, was mit Annabel passiert war – erschien Zaras Lüge kaum mehr zu sein als ein dummer kleiner Scherz.

Dearborn erhob sich. »Das tut jetzt nichts zur Sache, Balogh. Die Blackthorns haben Feenblut in ihrer Familie. Sie haben eine Kreatur – ein nekromantisches, halbtotes Wesen, das unseren Inquisitor getötet und den Sitzungssaal mit Blut und Schrecken erfüllt hat – hierher nach Alicante gebracht.«

»Dabei ist aber auch eine ihrer Schwestern getötet worden«, gab Luana zu bedenken. »Die Trauer der Blackthorns war offenkundig; das hatten sie ganz bestimmt nicht geplant.«

Cristina konnte förmlich sehen, wie sich die Mädchen in Dearborns Verstand drehten. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als den Blackthorns die Schuld zu geben und sie alle in der Stadt der Stille einkerkeren zu lassen. Aber Julians Anblick, als er Livvys reglosen Körper in den Armen gehalten hatte, war einfach zu brutal und emotional gewesen und konnte nicht einmal von der Kohorte ignoriert werden. »Sie sind ebenfalls Opfer«, sagte er schnell. »Opfer des Elbenprinzen, dem sie vertraut haben. Opfer ihrer eigenen Feenverwandten. Vielleicht lassen sie sich ja jetzt überzeugen und nehmen Vernunft an. Schließlich sind sie Schattenjäger, und genau dafür steht die Kohorte – für den Schutz von Schattenjägern. Für den Schutz unserer Kinder.« Er legte eine Hand auf Zaras Schulter. »Wenn das Engelsschwert wiederhergestellt ist, wird Zara mit dem größten Vergnügen alle potenziellen Zweifel an ihren Leistungen beseitigen.«

Zara errötete erneut und nickte. Cristina fand, dass sie eindeutig schuldig wirkte. Aber die anderen hatten sich von der Erwähnung des Engelsschwertes ablenken lassen.

»Wiederhergestellt?«, fragte Trini. Sie glaubte fest an den Erzengel und seine Kräfte, genau wie Cristinas Familie. Und sie machte einen sehr besorgten Eindruck, während sie ihre dünnen Hände rang. »Unsere unersetzbare Verbindung zum Engel Raziel ... Glaubst du wirklich, dass wir das Schwert zurückbekommen?«

»Es wird wiederhergestellt werden«, versicherte Dearborn aal-

glatt. »Jia hat für morgen ein Treffen mit den Eisernen Schwestern vereinbart. Das Schwert wurde einst geschmiedet, also kann es auch erneut geschmiedet werden.«

»Aber es wurde im Himmel geschmiedet«, protestierte Trini. »Nicht in der Adamant-Zitadelle.«

»Und der Himmel hat zugelassen, dass es zerbrochen wurde«, sagte Dearborn. Cristina musste ein Keuchen unterdrücken. Wie konnte er solch eine schamlose Behauptung aufstellen? Doch die anderen schienen ihm eindeutig zu vertrauen. »Nichts kann das Engelsschwert zertrümmern – nur Raziels Wille. Er hat auf uns niedergeblickt und gesehen, dass wir unwürdig sind. Er hat gesehen, dass wir uns von seinem Mandat abgewendet haben, von unserem Dienst gegenüber den Engeln – und dass wir stattdessen den Schattenweltlern gedient haben. Er hat das Schwert zerbrochen, als Warnung.« In Dearborns Augen funkelte ein fanatischer Ausdruck. »Sobald wir uns wieder als würdig erweisen, wird Raziel gestatten, dass wir das Schwert erneut schmieden. Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel.«

Wie konnte er es wagen, für Raziel zu sprechen? Was fiel ihm ein, so zu tun, als wäre er Gott? Cristina bebte vor Zorn. Doch die anderen Schattenjäger sahen Dearborn an, als würde er ihnen ein Licht in der Dunkelheit zeigen. Als wäre er ihre einzige Hoffnung.

»Und wie genau sollen wir uns als würdig erweisen?«, fragte Balogh in düsterem Ton.

»Wir müssen uns wieder daran erinnern, dass wir Schattenjäger auserwählt sind«, erklärte Horace. »Wir müssen uns daran erinnern, dass wir einen Auftrag haben. Wir sind die erste Verteidigungslinie gegenüber dem Bösen, und deshalb stehen wir an *erster* Stelle. Sollen sich die Schattenweltler doch um sich selbst kümmern. Wenn wir unter einer starken Führung zusammenarbeiten ...«

»Aber wir haben keine starke Führung«, sagte Jessica Beausejours, eine von Zaras Zenturionenfreundinnen. »Wir haben Jia Penhallow, und sie ist besudelt. Besudelt durch die Verbindung ihrer Tochter mit Feenwesen und Mischlingen.«

Ein Aufkeuchen ging durch die Menge, dann kicherte jemand boshaft. Aller Augen hefteten sich auf Horace, doch er schüttelte nur den Kopf. »Ich werde nicht schlecht über unsere Konsulin sprechen«, sagte er steif.

Seiner Beteuerung folgte erneutes Raunen. Horaces vorge-täuschte Loyalität hatte ihm sichtlich weitere Stimmen verschafft. Cristina knirschte mit den Zähnen.

»Ihre Loyalität gegenüber ihrer Familie ist nur zu verständlich, auch wenn sie sich dadurch vermutlich hat blenden lassen«, sagte Horace. »Aber jetzt gilt nur eines: die Gesetze, die der Rat erlässt. Wir müssen strenge Regulierungen gegenüber den Schattenweltlern durchsetzen ... und die strengsten gegenüber dem Lichten Volk, dem Feinen Volk – obwohl es nichts Feines an sich hat.«

»Das wird den König des Dunklen Volkes nicht aufhalten«, sagte Jessica. Allerdings hatte Cristina den Eindruck, dass sie gar nicht an Dearborns Worten zweifelte, sondern ihn eher ermutigen wollte, seine Überlegungen noch weiter auszuführen.

»Es geht darum, die Feenwesen und andere Schattenweltler daran zu hindern, sich dem König des Dunklen Volkes anzuschließen«, verkündete Horace. »Und deshalb müssen sie alle beobachtet und nötigenfalls eingekerkert werden, bevor sie die Gelegenheit haben, uns zu hintergehen.«

»Eingekerkert?«, wiederholte Trini. »Aber wie?«

»Ach, es gibt verschiedene Möglichkeiten«, sagte Horace. »Die Wrangelinsel könnte beispielsweise eine ganze Gruppe von Schattenweltlern festhalten. Aber das Wichtigste ist, dass wir zügig mit der Kontrolle beginnen. Durchsetzung des Abkommens. Erfassen aller Schattenweltler, einschließlich ihrer Namen und Wohnorte. Natürlich würden wir mit den Feenwesen anfangen.«

Zustimmendes Gemurmel ertönte aus der Menge.

»Aber selbstverständlich brauchen wir dazu einen starken Inquisitor ... jemanden, der diese Gesetze erlassen und durchsetzen kann«, fuhr Horace fort.

»Dann mach du das doch!«, rief Trini. »Wir haben heute das Engelsschwert und den Inquisitor verloren – also sollten wir wenigstens einen Verlust ersetzen. Und wir haben eine beschlussfä-

hige Menge; es sind genügend Schattenjäger anwesend, um Horace für den Posten des Inquisitors vorzuschlagen. Wir können gleich morgen früh darüber abstimmen lassen. Wer ist noch dafür?»

Ein Sprechchor erfüllte den Saal: »Dearborn! Dearborn!«

Cristina klammerte sich an das Geländer der Empore. Ihr schwirrte der Kopf. Das hier passierte nicht wirklich. So war Trini doch gar nicht, die Freundinnen ihrer Mutter waren nicht so gestrickt. Das konnte einfach nicht das wahre Gesicht der Kongregation sein.

Hastig rappelte sie sich auf – unfähig, das Ganze noch eine Sekunde länger zu ertragen – und stürmte von der Empore.

Emmas Zimmer war klein und in einem leuchtenden Gelb gestrichen, das nicht zu ihrer Trauerstimmung passen wollte. Ein weißes Pfostenbett beherrschte den Raum. Emma zog Julian zu sich heran, drückte ihn sanft auf das Bett und verriegelte die Tür.

»Warum schließt du ab?«, fragte er – die ersten Worte, die er seit dem Verlassen von Tys Zimmer gesprochen hatte.

»Du brauchst etwas Privatsphäre, Julian.« Emma drehte sich zu ihm um. Gott, sein Anblick brach ihr das Herz: Blut hatte seine Haut gesprenkelt, seine Kleidung dunkel gefärbt und war auf seinen Stiefeln zu großen Placken getrocknet.

Livvys Blut. Emma wünschte, sie wäre ihr während dieser letzten Momente näher gewesen und hätte ihr mehr Aufmerksamkeit geschenkt, statt sich Sorgen über die Kohorte zu machen und über Manuel, Zara und Jessica, über Robert Lightwood und das Exil, über ihr eigenes gebrochenes, verkorkstes Herz. Sie wünschte, sie hätte Livvy noch einmal in den Arm genommen und darüber gestaunt, wie groß und erwachsen sie geworden war und wie sehr sie sich verändert hatte ... von dem pausbäckigen Kleinkind aus Emmas eigenen Kindheitserinnerungen war sie zu einer jungen Frau herangewachsen.

»Nicht«, sagte Julian heiser.

Unwillkürlich trat Emma näher zu ihm. Er musste den Kopf anheben, um ihr in die Augen zu sehen. »Was soll ich nicht tun?«

»Dir selbst Vorwürfe machen«, sagte er. »Ich kann förmlich spüren, dass du darüber nachdenkst, was du alles anders hättest machen sollen. Aber ich kann solche Gedanken nicht zulassen, sonst breche ich vollends zusammen.«

Er hockte auf der Bettkante, als könnte er die Vorstellung, sich hinzulegen, nicht ertragen. Behutsam berührte Emma sein Gesicht, strich mit der Handfläche über seine Wange. Julian erschauerte und packte grob ihr Handgelenk.

»Emma«, setzte er an. Und zum ersten Mal in ihrem Leben konnte Emma seine Stimme nicht deuten. Sie klang tief und düster. Schroff, allerdings ohne Wut. Als wollte er etwas, wobei Emma jedoch nicht wusste, was genau.

»Was soll ich tun?«, flüsterte sie. »Was soll ich tun, Julian? Ich bin dein *Parabatai* – ich muss dir einfach helfen.«

Er hielt noch immer ihr Handgelenk fest; seine Pupillen wirkten riesig und ließen den Blaugrünnton seiner Iris wie einen schmalen Ring erscheinen. »Normalerweise schmiede ich Pläne, bei denen ich immer einen Schritt nach dem anderen mache«, sagte er. »Wenn mich alles zu überwältigen droht, frage ich mich, welches Problem als Erstes gelöst werden muss. Und wenn das behoben ist, kümmere ich mich um das nächste. Aber jetzt weiß ich nicht einmal, wo ich anfangen soll.«

»Julian, ich bin dein Kampfpartner«, erwiderte Emma. »Bitte hör mir jetzt gut zu. Das ist der erste Schritt: Steh auf.«

Einen Moment lang musterte er sie mit zusammengekniffenen Augen, dann folgte er ihrer Aufforderung. Sie standen jetzt dicht voreinander. Emma konnte die Stärke und Wärme seines Körpers spüren. Sie schob die Jacke von seinen Schultern und packte den Kragen seines Hemds. Der Stoff fühlte sich wie Wachstuch an; es klebte vor Blut. Emma riss das Hemd auf, wobei ein paar Knöpfe abplatzen.

Julians Augen weiteten sich, doch er unternahm nichts, um sie aufzuhalten. Mit einem Ruck zerrte sie das Hemd herunter und warf es beiseite. Dann bückte sie sich und zog ihm die blutverschmierten Stiefel aus. Als sie sich wieder aufrichtete, sah er sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Hast du wirklich vor, mir die Hose vom Leib zu reißen?«, fragte er.

»Sie ist mit Livvys Blut getränkt«, erwiderte sie mit erstickter Stimme. Als sie seine Brust berührte, spürte sie, wie er den Atem anhielt. Emma stellte sich vor, sie könnte die zerklüfteten Ränder seines Herzens fühlen. Auch die Haut an seinem Hals und an seinen Schultern war blutverschmiert ... die Stellen, die mit Livvy in Berührung gekommen waren, als er sie an sich gedrückt hatte. »Du solltest duschen«, sagte Emma. »Ich warte hier auf dich.«

Leicht berührte er ihre Wange, strich mit den Fingerspitzen über ihre Haut. »Emma, wir beide brauchen eine Dusche.«

Dann drehte er sich um, ging ins Bad und ließ die Tür weit offen. Nach einem Moment folgte Emma ihm.

Er hatte seine restliche Kleidung zu einem Haufen auf den Boden geworfen und stand unter der Dusche, nur mit seiner Unterhose bekleidet. Wasser strömte ihm über Haare und Gesicht.

Emma musste kräftig schlucken, bevor sie ihre Sachen auszog und in Slip und Unterhemd zu ihm in die Dusche trat. Das Wasser war heiß und füllte die gemauerte Duschecke mit Dampf. Julian stand reglos unter dem Sprühkopf; hellrote Striemen hatten sich unter dem Wasserstrahl auf seiner Haut gebildet.

Vorsichtig griff Emma um ihn herum und drehte die Temperatur herunter. Wortlos sah er zu, wie sie die Seife nahm und aufschäumte. Als sie ihre schaumbedeckten Hände auf seinen Körper legte, zog er scharf die Luft ein, so als verursachte ihm die Berührung Schmerzen. Doch er rührte sich nicht.

Kräftig schrubbte Emma über seine Brust und grub ihm dabei fast die Fingernägel in die Haut, um das Blut zu entfernen. Rötlich gefärbtes Wasser strömte in den Abfluss. Die Seife duftete intensiv nach Zitronen. Sein Körper fühlte sich hart an, narbenübersät und muskulös – nicht wie der Körper eines Jungen. Nicht mehr. Wann hatte er sich so verändert? Emma konnte sich nicht an den Tag, die Stunde, den Moment erinnern.

Julian senkte den Kopf, woraufhin Emma seine Haare einseifte und mit den Fingern durch die weichen Locken fuhr. Als sie fertig war, hob sie seinen Kopf wieder an und ließ das Wasser über

sie beide hinwegströmen, bis es nicht länger rötlich schimmerte. Sie war bis auf die Haut durchnässt; ihr Unterhemd klebte an ihren Rundungen. Entschlossen griff sie um Julian herum und drehte das Wasser ab. Dabei spürte sie, wie er den Kopf in ihre Halsbeuge legte und seine Lippen ihre Wange streiften.

Emma erstarrte. Das Wasser aus dem Duschkopf war versiegt, aber um sie herum stieg noch immer Dampf auf. Julians Brustkorb hob und senkte sich so schnell, als wäre er einen Marathon gelaufen und würde gleich zusammenbrechen. Er schluchzte, allerdings ohne Tränen. Emma konnte sich gar nicht erinnern, wann er das letzte Mal geweint hatte. Eigentlich brauchte er dieses Tränenvergießen dringend, aber er hatte nach all den Jahren, in denen er sich immer zusammengerissen hatte, einfach vergessen, wie man weinte.

Sanft schlang sie die Arme um ihn. »Ist schon okay«, murmelte sie. Das restliche Wasser tropfte an ihnen herab, und seine Haut glühte förmlich. Emma schluckte das Salz ihrer eigenen Tränen. »Julian ...«

Er löste sich von ihr, als sie den Kopf hob. Ihre Lippen streiften einander – und dann küssten sie sich, heftig, verzweifelt. Es war wie ein Sturz über eine Klippe. Ihre Münder, Zähne, Zungen kollidierten, und Julians Berührungen jagten heiße Schauer durch Emmas Körper.

»Emma.« Julian klang benommen; seine Finger krallten sich in den durchnässten Stoff ihres Unterhemds. »Darf ich ...?«

Sie nickte und spürte, wie sich seine Muskeln anspannten, als er sie auf die Arme hob. Emma schloss die Augen, klammerte sich an ihn, seine Schultern, seine Haare. Ihre Hände glitten über seine feuchte Haut, während er sie ins Zimmer trug und aufs Bett warf. Eine Sekunde später war er über ihr. Er stützte sich auf die Ellbogen, während sein Mund ihre Lippen suchte. Der Kuss war fieberhaft, fast panisch. Und Emma wusste: Das hier waren die Tränen, die er nicht vergießen, die Worte der Trauer, die er nicht äußern konnte. Das hier war die einzige Form der Erleichterung, die er sich selbst gestattete: das Sichverlieren in ihrem gemeinsamen Verlangen.

Mit hastigen Bewegungen zerrten sie sich gegenseitig die nasen Sachen vom Körper. Julians Haut lag jetzt direkt auf ihrer. Emma drückte ihn fest an ihren Körper, an ihr Herz. Seine Hand wanderte nach unten; zitternde Finger tanzten über ihre Hüfte. »Lass mich ...«

Sie wusste, was er sagen wollte: *Lass mich dir zuerst Vergnügen bereiten. Ich möchte, dass du dich gut fühlst.* Aber das war nicht das, was sie wollte, nicht jetzt. »Komm näher«, flüsterte sie. »Näher ...«

Ihre Hände umfingen die geschwungenen Konturen seiner Schulterblätter. Er hauchte einen Kuss auf ihre Kehle, ihre Schlüsselbeine. Doch plötzlich spürte sie, wie er sich verkrampfte. »Was ...?«, setzte sie an.

Aber Julian hatte sich bereits von ihr zurückgezogen. Er setzte sich auf, griff nach seiner Kleidung und streifte sie mit zitternden Händen über. »Wir dürfen das nicht«, stieß er gepresst hervor. »Emma, wir dürfen das nicht tun.«

»Okay, aber ...« Emma rappelte sich auf, bis sie kerzengerade im Bett saß, und zog sich die Decke bis zum Hals. »Aber das bedeutet doch nicht, dass du gehen musst.«

Julian beugte sich über die Bettkante, um sein halb zerrissenes und blutiges Hemd aufzuheben. Mit einem wilden Ausdruck in den Augen sah er Emma an. »Doch«, sagte er. »Doch, ich muss wirklich gehen.«

»Julian ...«

Aber er war bereits aufgesprungen, schnappte sich seine restlichen Kleidungsstücke und streifte sie über, während Emma ihm stumm dabei zusah. Und dann war er auch schon verschwunden, mit den Stiefeln in der Hand. Emma starrte auf die mit Wucht zugeknallte Tür, so benommen und desorientiert, als wäre sie aus großer Höhe zu Boden gestürzt.

Ty erwachte ruckartig – wie jemand, der durch die Wasseroberfläche brach und keuchend nach Luft schnappte. Das Geräusch riss Kit aus seinem unruhigen Schlaf und den verwirrenden Träumen, in denen er mit seinem Vater über den Schattenmarkt ge-

gangen war, während aus der klaffenden Wunde in seinem Bauch Blut sickerte.

»*Genau so ist das, Kit*«, hatte sein Vater wieder und wieder gesagt. »*So ist das Leben im Kreis der Nephilim.*«

Noch nicht ganz wach stützte Kit sich mit der Hand an der Wand ab. Ty hockte wie ein regloser Schemen auf dem Bett. Diana saß nicht länger an seiner Seite – vermutlich hatte sie sich in ihrem eigenen Zimmer ein paar Minuten hingelegt. Kit war allein mit Ty.

Plötzlich wurde ihm bewusst, wie vollkommen unvorbereitet er für die gesamte Situation war. Für Livvys Tod – auch wenn er seinen eigenen Vater hatte sterben sehen. Kit wusste, dass er einen Teil dieses Verlusts noch immer nicht verarbeitet hatte. Da er sich seinem Kummer nie gestellt hatte, wie sollte er jetzt mit dieser Situation umgehen? Und da er nie gelernt hatte, wie man anderen half oder einfach nur tröstende Worte fand, wie sollte er jetzt Ty helfen?

Am liebsten hätte er nach Julian gerufen, doch irgendetwas hielt ihn davon ab – wahrscheinlich die Sorge, die Rufe könnten Ty beunruhigen. Als sich seine Augen an die Umgebung gewöhnt hatten, konnte er den anderen Jungen deutlicher erkennen: Ty wirkte ... »losgelöst« war vielleicht der beste Ausdruck dafür – so als wäre er noch nicht vollständig zur Erde zurückgekehrt. Seine weichen schwarzen Haare wirkten zerknittert wie dunkles Leinengewebe, und tiefe Schatten lagen unter seinen Augen.

»Jules?«, fragte er mit leiser Stimme.

Kit richtete sich vollständig auf; sein Puls ging schneller. »Ich bin's«, sagte er. »Kit.«

Er wappnete sich für Tys enttäuschte Miene, doch dieser sah ihn nur mit seinen großen grauen Augen an. »Meine Tasche ... Wo ist sie?«, fragte er. »Ist sie da drüben?«

Kit war sprachlos. Erinnernte sich Ty etwa nicht mehr an das, was passiert war? Und was wäre schlimmer: wenn er sich erinnerte oder wenn nicht?

»Meine Reisetasche«, sagte Ty; in seiner Stimme schwang deutliche Anspannung mit. »Da drüben ... ich brauche sie.«

Die Reisetasche stand unter dem zweiten Bett. Als Kit hinüberging, um sie zu holen, fiel sein Blick auf die Szenerie vor dem Fenster: Die kristallklaren Flächen der Dämonentürme ragten bis zum Himmel hinauf; das Wasser der Kanäle schimmerte wie Eis, und dahinter lagen die Stadtmauer und weite Felder. Nie zuvor hatte er einen Ort gesehen, der so wunderschön und unwirklich zugleich wirkte.

Rasch trug er die Tasche zu Ty, der mit baumelnden Beinen auf der Bettkante saß. Der Junge nahm die Tasche entgegen und wühlte darin herum.

»Soll ich Julian holen?«, fragte Kit.

»Noch nicht«, erwiderte Ty.

Kit hatte keine Ahnung, was er jetzt tun sollte. Genau genommen hatte er sich in seinem ganzen Leben noch nie so hilflos gefühlt wie jetzt. Weder damals, als er im Alter von zehn Jahren einen Golem um vier Uhr morgens vor dem Kühlschrank vorgefunden hatte, der in aller Ruhe die Eiscremesorten inspizierte. Noch zwei Jahre später, als eine Meerjungfrau wochenlang auf dem Sofa im Wohnzimmer kapiert und jeden Tag Unmengen von Goldfisch-Knabbergebäck verschlungen hatte.

Nicht einmal, als er von einer Gruppe Mantis-Dämonen attackiert worden war. Damals hatte er instinktiv reagiert ... seine Schattenjägerreflexe hatten seinen Körper automatisch in Bewegung gesetzt.

Doch jetzt setzte ihn nichts automatisch in Bewegung. Der Drang, sich hinzuknien, Tys Hand zu nehmen und ihn so im Arm zu halten, wie er es damals auf der Londoner Dachterrasse getan hatte – nachdem Livvy sich bei einem Kampf auf dem Schattenmarkt eine schwere Verletzung zugezogen hatte –, war überwältigend. Aber genauso überwältigend war die Stimme in seinem Kopf, die ihn mahnte, dass das eine ganz schlechte Idee sei und dass er keine Ahnung hätte, was Ty jetzt wirklich brauchte.

Ty kramte noch immer in seiner Reisetasche herum. *Anscheinend erinnert er sich nicht*, dachte Kit mit wachsender Panik. Der Junge musste die Ereignisse im Sitzungssaal verdrängt haben. Kit war zwar nicht dabei gewesen, als Robert und Livvy gestorben

waren, aber er hatte genug von Diana aufgeschnappt, um sich vorstellen zu können, was Ty gesehen haben musste. Manchmal vergaßen Menschen besonders schreckliche Dinge; ihr Verstand weigerte sich einfach, das Erlebte zu verarbeiten oder im Gedächtnis zu verankern.

»Ich hol schnell Helen«, sagte er schließlich. »Sie kann dir erzählen ... was passiert ist.«

»Ich weiß, was passiert ist«, erwiderte Ty. Inzwischen hatte er sein Smartphone auf dem Boden der Reisetasche aufgestöbert. Die Erleichterung darüber war ihm anzusehen, da sich sein Körper sichtlich entspannte. Kit war total verblüfft. In ganz Idris gab es keinen Handyempfang. Das Gerät war vollkommen nutzlos. »Ich werde mich jetzt wieder hinlegen«, verkündete Ty. »In meinem Körper kursieren noch immer irgendwelche Medikamente – ich kann es spüren.« Er klang verärgert.

»Soll ich hierbleiben?«, fragte Kit. Ty hatte die Reisetasche auf den Boden geworfen und war wieder in die Kissen gesunken. Er umklammerte das Handy so fest, dass seine Fingerknöchel weiß hervortraten. Ansonsten zeigte er keinerlei Anzeichen einer besonderen Anspannung.

Rasch schaute er zu Kit hoch. Seine grauen Augen schimmerten im Mondlicht wie zwei Silbermünzen. Kit hatte keine Ahnung, was ihm gerade durch den Kopf ging. »Ja, das wäre schön«, antwortete er. »Wenn du willst, leg dich auch hin. Mir geht's gut.« Dann schloss er die Augen.

Nach einer Weile setzte Kit sich auf das gegenüberliegende Bett, das für Livvy bestimmt gewesen war. Er dachte an die letzte Begegnung mit ihr, als er ihr vor der Versammlung mit einer Kette geholfen hatte. An ihr Lächeln. An die Farbe ihrer Wangen. Es erschien ihm absolut unfassbar, dass sie nicht mehr leben sollte. Vielleicht war Ty ja gar nicht derjenige, der sich merkwürdig verhielt – vielleicht waren es ja alle anderen. Alle anderen, die ihren Tod einfach akzeptierten und es nicht richtig verstanden.

Der Abstand zwischen Emmas Zimmer und seinem fühlte sich wie hundert Kilometer an. Wie tausend. Julian bewegte sich

durch die Gänge des Kanalhauses, als befände er sich in einem Traum.

Seine Schulter brannte vor Schmerz.

Emma war der einzige Mensch, den er je begehrt hatte, und die Intensität dieses Verlangens verblüffte ihn manchmal. Aber nie stärker als an diesem Abend. Er hatte sich in ihr verloren, in ihrer gemeinsamen Liebe, für einen gewissen Zeitraum. Er hatte nur seinen Körper und den Teil seines Herzens gespürt, der liebte und unversehrt war. Emma war alles, was an ihm gut war, dachte er, alles, das hell leuchtete.

Doch dann war plötzlich dieser Schmerz aufgetaucht und mit ihm das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte – und in diesem Moment hatte Julian es gewusst. Während er zu seinem Zimmer hastete, klopfte die Furcht unablässig gegen sein Bewusstsein und schrie darum, hineingelassen und anerkannt zu werden – wie Skeletthände, die an einer Fensterscheibe kratzten. Es war die Furcht vor seiner eigenen Verzweiflung. Er wusste, dass er im Augenblick noch durch den Schock geschützt war ... dass er nur die Spitze dieses Eisbergs aus Kummer und schrecklichem Verlust berührt hatte. Aber die Dunkelheit und das Grauen würden kommen: Julian hatte es schon einmal durchgestanden, als sein Vater gestorben war.

Aber Livvys Verlust würde schlimmer sein. Er konnte weder seinen Kummer in den Griff bekommen noch seine Gefühle für Emma. Sein ganzes Leben hatte sich darum gedreht, sich selbst fest im Griff zu haben und der Welt nur eine Maske zu zeigen – und jetzt hatte diese Maske Risse bekommen.

»Jules?«

Er hatte sein Zimmer erreicht, war aber noch nicht in Sicherheit: Mark lehnte an der Tür und wartete auf ihn. Er wirkte zu Tode erschöpft, mit zerzausten Haaren und zerknitterter Kleidung. Nicht, dass Julian ihm irgendwelche Vorwürfe machen würde, da seine eigenen Sachen blutig und zerrissen an ihm herabhängen und er mit nackten Füßen durchs Haus lief.

Julian blieb abrupt stehen. »Alles in Ordnung?«

Vermutlich würden sie sich diese Frage eine ganze Weile lang

stellen. Und natürlich war nichts mehr in Ordnung, aber sie würden sich gegenseitig ihrer kleinen Errungenschaften versichern: Ja, Dru hat ein paar Stunden geschlafen. Ja, Ty hat ein paar Bissen gegessen. Ja, sie lebten alle noch. Julian hörte reglos zu, während Mark ihm berichtete, dass Helen und er Tavyv abgeholt hatten und dass der Kleine über Livvys Tod Bescheid wusste und dass die Situation zwar nicht schön, aber halbwegs okay war und Tavyv jetzt schlief.

»Eigentlich wollte ich dich nicht mitten in der Nacht stören«, sagte Mark, »aber Helen hat darauf bestanden. Sie meinte, du würdest sonst morgen früh nach dem Aufwachen einen gewaltigen Schrecken bekommen und dir furchtbare Sorgen um Tavyv machen.«

»Verstehe«, sagte Julian, selbst verwundert über seine ruhig klingende Stimme. »Danke, dass du mir Bescheid gegeben hast.«

Mark warf ihm einen langen Blick zu. »Du warst noch sehr jung, als wir Eleanor, deine Mutter, verloren haben«, sagte er. »Sie hat mir einmal erzählt, dass im Herzen eines jeden Elternteils eine Uhr ticken würde. Meistens ist sie nicht zu hören, aber sie tickt höllisch laut, wenn das eigene Kind nicht bei einem ist und man seinen Aufenthaltsort nicht kennt. Oder wenn es nachts aufwacht und nach einem ruft. Diese Uhr tickt so lange, bis man wieder mit seinem Kind vereint ist.«

»Tavyv ist nicht mein Kind«, sagte Julian. »Ich bin nicht sein Vater.«

Leicht berührte Mark ihn an der Wange ... fast eine Elbenberührung, obwohl sich die Hand seines Bruders warm anfühlte und schwierig und real. Eigentlich erinnerte das Ganze weniger an eine Berührung, als vielmehr an einen Segen, dachte Julian. »Du weißt, dass du das für ihn bist«, sagte Mark. »Ich muss dich um Verzeihung bitten, Julian. Denn ich habe Helen von deinem Opfer erzählt.«

»Meinem ... Opfer?« Julian hatte keine Ahnung, was sein Bruder meinte.

»Die vielen Jahre, in denen du das Institut heimlich geführt hast«, erklärte Mark. »Die Art und Weise, wie du dich um die

Kinder gekümmert hast. Wie sie dich ansehen und wie sehr du sie liebst. Ich weiß, dass es sich um ein Geheimnis handelt, aber ich dachte, Helen sollte davon erfahren.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Julian. Es spielte keine Rolle. Nichts spielte noch eine Rolle. »War sie sehr wütend?«

Mark sah ihn überrascht an. »Sie hat gesagt, sie sei so stolz auf dich, dass es ihr fast das Herz bricht.«

Seine Worte waren wie ein kleiner Lichtpunkt in der Dunkelheit. »Das hat sie gesagt?«

Mark schien gerade etwas erwidern zu wollen, als erneut ein siedend heißer Schmerz durch Julians Schulter schoss. Und er wusste genau, woher er stammte. Sein Puls beschleunigte sich. Hastig murmelte er irgendetwas in der Art, dass sie sich später noch sehen würden – zumindest glaubte er das –, dann stürmte er in sein Zimmer und verriegelte die Tür hinter sich. Mit zwei Schritten war er im Bad, schaltete das helle Elbenlicht ein und blickte in den Spiegel.

Langsam zog er den Kragen seines zerrissenen Hemds beiseite ... und erstarrte.

Seine *Parabatai*-Rune. Sie zeichnete sich deutlich von seiner Haut ab – allerdings war sie nicht länger schwarz. Innerhalb der breiten Linien entdeckte er rötlich glühende Flecken, als würde das Runenmal von innen verbrennen.

Ein heftiges Schwindelgefühl erfasste ihn, und er hielt sich hastig am Waschbecken fest. Er hatte sich gezwungen, nicht an Roberts Tod zu denken und daran, was das für ihre Exilpläne bedeutete. Und auch nicht an den Fluch, der alle *Parabatai* traf, die sich ineinander verliebten. Ein Fluch, mit dem Macht und Zerstörung einhergingen. Er hatte nur daran gedacht, wie sehr er Emma brauchte – und keinen Gedanken daran verschwendet, *warum* er sie nicht haben konnte. Denn an den Gründen hatte sich nichts geändert.

Sie hatten den Fluch vergessen, als sie sich in ihrer abgrundtiefen Trauer aneinandergeklammert hatten, so wie in jeder Krisensituation in ihrem bisherigen Leben. Aber das durfte nicht noch einmal passieren, ermahnte Julian sich selbst und biss sich so fest

auf die Lippe, dass er Blut schmeckte. Sie durften diese drohende Zerstörung nicht zulassen.

Draußen hatte es zu regnen begonnen. Er konnte das leise Prasseln auf dem Dach hören. Entschlossen beugte er sich vor und riss einen Streifen von dem Hemd, das er zur Versammlung getragen hatte. Der Stoff war mit dem getrockneten Blut seiner Schwester getränkt.

Julian band den starren Stoffstreifen um sein rechtes Handgelenk. Dort würde er bleiben, bis er sich gerächt hatte. Bis Livvy Gerechtigkeit widerfahren war. Bis diese ganze verdammte Geschichte aufgeklärt war. Bis sich alle, die er liebte, in Sicherheit befanden.

Dann kehrte er in sein Zimmer zurück und zog frische Sachen an. Er wusste genau, wohin er gehen musste.

Julian lief durch die leeren Straßen von Idris. Der warme Sommerregen durchnässte seine Jacke und sein Hemd, und die Haare klebten ihm feucht an der Stirn.

Sein Herz schlug wie wild: Er vermisste Emma schon jetzt und bedauerte, dass er sie zurückgelassen hatte. Und dennoch brachte er es nicht über sich, langsamer zu werden, so als könnte er dem Schmerz über Livvys Tod davonlaufen. Irgendwie überraschte es ihn, dass er um seine Schwester trauern und Emma gleichzeitig so sehr lieben konnte. Er konnte beides empfinden, und seine Gefühle hoben sich nicht gegenseitig auf. Schließlich hatte Livvy Emma ebenfalls geliebt.

Vor seinem inneren Auge malte er sich aus, wie begeistert Livvy gewesen wäre, wenn sie von Emmas und seiner Liebe erfahren hätte. Wenn sie beide heiraten könnten, hätte Livvy bestimmt mit Freuden bei den Vorbereitungen zur Hochzeit geholfen. Der Gedanke versetzte ihm einen heftigen Stich in die Seite, wie ein Messer, dessen Klinge sich in seine Eingeweide bohrte.

Der Regen prasselte jetzt auf die Kanäle herab und verwandelte die Welt um ihn herum in eine Mischung aus Nebel und Wasser. Schon bald tauchte das Haus des Inquisitors wie ein Schatten aus dem Dunst auf, und Julian stürmte die Stufen so

schnell hinauf, dass er fast gegen die Haustür geprallt wäre. Er klopfte an, und kurz darauf öffnete Magnus die Haustür. Der Hexenmeister wirkte erschöpft und ungewöhnlich bleich. Er trug einen Morgenmantel aus blauer Seide über einem schwarzen T-Shirt und schwarzer Jeans, aber keinen einzigen seiner üblichen Ringe.

Als er Julian erkannte, sank er gegen den Türrahmen. Dabei sagte er kein Wort und starrte nur reglos geradeaus, als würde er nicht Julian sehen, sondern irgendetwas oder irgendjemand anderes.

»Magnus«, setzte Julian leicht beunruhigt an. Plötzlich fiel ihm wieder ein, dass es dem Hexenmeister nicht gut ging – das hatte er fast vergessen. Magnus hatte all die Jahre immer gleich gewirkt: unvergänglich, beständig, unverwundbar. »Ich ...«

»*Ich komme in einer persönlichen Angelegenheit*«, sagte Magnus mit leiser, geistesabwesender Stimme. »*Ich brauche deine Hilfe. Es gibt sonst niemanden, den ich fragen könnte.*«

»Das hatte ich eigentlich nicht sagen ...« Julian schob sich die tiefend nassen Haare aus den Augen und verstummte, als ihm plötzlich etwas bewusst wurde. »Du hast dich gerade an jemand anderen erinnert.«

Magnus schüttelte sich kurz, wie ein Hund, der aus dem Meer an den Strand sprang. »Ein anderer Abend, ein anderer junger Mann mit blauen Augen. Eine regnerische Nacht in London, aber wann war das je anders?«

Julian ging nicht näher darauf ein. »Ja, du hast recht. Ich brauche wirklich deine Hilfe. Und es gibt sonst niemanden, den ich fragen könnte.«

Magnus seufzte. »Na, dann komm rein. Aber sei leise. Die anderen schlafen alle – was in Anbetracht der Situation ein wirklicher Fortschritt ist.«

Natürlich, dachte Julian und folgte Magnus in einen Salon. Das hier war ebenfalls ein Trauerhaus.

Die Inneneinrichtung war imposant, mit hohen Decken und schweren, teuer wirkenden Möbeln. Doch anscheinend hatte Robert den Räumen keinen eigenen Stempel aufgedrückt: An den

Wänden hingen weder Familienfotos noch persönliche Bilder, nur ein paar nichtssagende Landschaftsgemälde.

»Es ist lange her, dass ich Alec oder Isabelle habe weinen sehen«, sagte Magnus, sank auf das Sofa und starrte vor sich hin. Julian blieb stehen; das Wasser tropfte von seiner Kleidung auf den Teppich. »Ich weiß, wie es ist, wenn man einen Mistkerl zum Vater hat. Er ist immer noch der eigene Mistkerl. Und er hat die beiden tatsächlich geliebt und versucht, sein früheres Verhalten wiedergutzumachen. Was mehr ist, als man von meinem Vater behaupten kann.« Er warf Julian einen kurzen Blick zu. »Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, wenn ich keinen Trocknungsauber bei dir anwende. Ich versuche, meine Kräfte zu schonen. Auf dem Stuhl da drüben liegt eine Decke.«

Julian ignorierte die Decke und den Stuhl. »Ich hätte nicht herkommen dürfen«, sagte er.

Magnus' Blick fiel auf den blutigen Stoffstreifen an Julians Handgelenk, und seine Miene entspannte sich. »Ist schon in Ordnung«, sagte er. »Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit empfinde ich Verzweiflung. Und dieses Gefühl bewirkt, dass ich verbal um mich schlage. Mein Alec hat seinen Vater verloren, und der Rat hat einen anständigen Inquisitor verloren. Doch du ... du hast deine Hoffnung auf Rettung verloren. Glaub nicht, dass ich das nicht verstehen würde.«

»Meine *Parabatai*-Rune hat zu brennen begonnen«, sagte Julian. »Vor etwa einer Stunde. Als ob sie mit Feuer auf meine Haut aufgetragen wäre.«

Magnus stützte die Ellbogen auf die Knie und rieb sich müde übers Gesicht. Schmerzen und Erschöpfung hatten deutliche Falten um seine Mundwinkel gegraben. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. »Ich wünschte, ich wüsste mehr darüber«, sagte er. »Mehr darüber, zu welchen Zerstörungen das führen wird, bei dir, bei Emma. Bei anderen.« Er schwieg einen Moment. »Ich sollte dir gegenüber freundlicher sein. Du hast gerade ein Kind verloren.«

»Ich habe gedacht, der Verlust würde alles andere auslöschen«, sagte Julian mit rauer Stimme. »Ich habe gedacht, dass in mei-

nem Herzen für nichts anderes Platz wäre als für diesen schrecklichen Kummer. Aber dort ist durchaus noch Platz für meine Sorge um Ty und Dru. Und Platz für einen Hass, der größer ist, als ich jemals für möglich gehalten hätte.« In diesem Moment flammte der Schmerz in seiner *Parabatai*-Rune so heftig auf, dass seine Beine ihm den Dienst versagten.

Er taumelte und sank vor Magnus auf die Knie. Doch der Hexenmeister wirkte nicht überrascht. Er blickte mit einem ruhigen, geduldigen Gesichtsausdruck auf Julian herab, wie ein Priester, der sich eine Beichte anhörte.

»Was schmerzt denn mehr?«, fragte Magnus. »Die Liebe oder der Hass?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Julian. Er hatte die feuchten Finger in den Teppich gekrallt, und das Atmen fiel ihm schwer. »Ich liebe Emma noch immer – viel mehr, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Ich liebe sie jeden Tag ein kleines bisschen mehr, und sogar noch mehr, wenn ich es zu unterdrücken versuche. Ich liebe sie so sehr, dass ich das Gefühl habe, es würde mir förmlich das Herz zerreißen. Und gleichzeitig würde ich der gesamten Kohorte am liebsten die Kehle aufschlitzen.«

»Na, das ist doch mal eine ungewöhnliche Liebeserklärung«, sagte Magnus und beugte sich vor. »Und was ist mit Annabel?«

»Sie hasse ich ebenfalls«, sagte Julian tonlos. »In meinem Herzen ist genug Platz, um sie alle zu hassen.«

Magnus' Katzenaugen glitzerten. »Denk nicht, dass ich nicht wüsste, was du empfindest«, sagte er. »Es gibt da möglicherweise etwas, das ich für dich tun könnte. Eine Art Notbehelf. Eine ziemlich drastische Maßnahme, auf die ich nicht leichtfertig zurückgreifen würde.«

»Bitte.« Julian hob den Kopf; er kniete noch immer vor dem Hexenmeister. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie um etwas gebettelt, aber im Moment war es ihm vollkommen egal. »Ich weiß, dass du nicht gesund bist und ich dich nicht darum bitten sollte. Aber ich habe keine andere Wahl mehr, und es gibt niemanden, an den ich mich sonst wenden könnte.«

Magnus seufzte erneut. »Das Ganze wäre mit Konsequenzen

verbunden. Hast du jemals den Ausdruck ›*Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer*‹ gehört?«

»Ja«, bestätigte Julian. »Aber ich werde mich so oder so in ein Ungeheuer verwandeln.«

Langsam erhob Magnus sich vom Sofa. Einen Moment lang schien er turmhoch über Julian aufzuragen – eine große und finstere Gestalt, wie der Sensenmann im Albtraum eines Kindes.

»Bitte«, sagte Julian erneut. »Ich habe nichts mehr zu verlieren.«

»Doch, das hast du«, widersprach Magnus. Er hob die linke Hand und betrachtete sie zweifelnd. Blaue Funken sprühten von seinen Fingerspitzen. »Doch, das hast du durchaus.«

Blaue Flammen erhellten den Raum, und Julian schloss die Augen.



Wie schlafend

Die Bestattung war für zwölf Uhr mittags angesetzt, aber Emma hatte sich schon seit drei oder vier Uhr früh ruhelos im Bett gewälzt. Ihre Augen waren trocken und juckten, während sie sich mit zitternden Händen die Haare kämmte und sorgfältig zu einem Knoten hochsteckte.

Nachdem Julian gegangen war, hatte sie sich ans Fenster gestellt, nur in ein Bettlaken gewickelt, und lange hinausgestarrt, in einer Mischung aus Schock und Unglauben. Sie hatte halb wahrgenommen, wie er das Haus verlassen hatte und im Nieselregen davongelaufen war – ohne sich auch nur die Mühe zu machen, den Reißverschluss seiner Jacke zu schließen.

Danach hatte es nicht mehr viel gegeben, was sie noch hätte tun können. Schließlich war es nicht so, als ob Julian auf den Straßen von Alicante in Gefahr schwebte. Dennoch hatte sie so lange auf ihn gewartet, bis seine Schritte wieder auf der Treppe ertönten und sie hörte, wie sich die Tür zu seinem Schlafzimmer öffnete und schloss.

Ruhelos war sie leise aufgestanden, um kurz nach Ty zu sehen: Er schlief tief und fest, mit Kit an seiner Seite. Livvys Reisetasche stand noch immer im Zimmer; also hatte Emma sie an sich genommen, aus Sorge, dass Ty es nicht ertragen könnte, sie direkt nach dem Aufwachen vorzufinden. Zurück in ihrem Zimmer hatte sie sich auf das Bett gesetzt und die Tasche durchgesehen. Livvy hatte kaum persönlichen Besitz gehabt – ein paar T-Shirts und Röcke, ein Buch, eine sorgfältig verpackte Zahnbürste und ein Stück Seife. Eines der T-Shirts war schmutzig gewesen und Emma hatte einen Augenblick überlegt, ob es nicht besser wäre,

Livvys Kleidung schnell zu waschen – bis ihr schlagartig klar geworden war, dass das nichts mehr ausmachte und auch niemandem nützen würde. Daraufhin hatte sie sich über der Reisetasche zusammengekrümmt und heftig zu schluchzen begonnen, als ob ihr Herz gerade in zwei Teile zerbrochen wäre.

Irgendwann war sie in einen unruhigen Schlaf gefallen, voller Träume aus Feuer und Blut. Sie war erst wieder erwacht, als Cristina an ihre Tür geklopft hatte, mit einer Tasse Tee in der Hand und der unerfreulichen Nachricht, dass Dearborn an diesem Morgen in einer Sondersitzung zum neuen Inquisitor gewählt worden war. Cristina hatte die anderen Familienmitglieder bereits informiert, die alle schon aufgestanden waren und sich auf die Bestattung vorbereiteten.

Cristina hatte Emma gefühlte dreitausend Löffel Zucker in den Tee gerührt – was nicht nur sehr süß schmeckte, sondern auch sehr süß von ihr war. Aber selbst das hatte den bitteren Beigeschmack der Inquisitorwahl nicht vertreiben können.

Sie schaute gerade aus dem Fenster, als Cristina erneut ins Zimmer kam, dieses Mal mit einem Berg Kleidungsstücken auf den Armen. Sie war ganz in Weiß gekleidet – der Farbe für alle Trauerfeiern und Bestattungen der Schattenjäger: weiße Monturjacke, weiße Bluse, weiße Blüten in den offenen, schwarzen Haaren.

Als Cristina Emma sah, runzelte sie die Stirn. »Du solltest da nicht rausschauen.«

»Warum?« Emma warf erneut einen Blick aus dem Fenster: Von hier aus bot sich ein eindrucksvoller Blick über den gesamten unteren Teil der Stadt. Sie konnte die Stadtmauern sehen und auch die grünen Felder, die sich dahinter erstreckten.

In weiter Ferne entdeckte sie noch etwas: ganz in Weiß gekleidete Schattenjäger, die durch die geöffneten Stadttore strömten. Und in der Mitte der grünen Felder erhoben sich zwei gewaltige Holzstapel wie Pyramiden in den Himmel.

»Sie errichten bereits die Scheiterhaufen«, sagte Emma und spürte, wie sie ein Schwindelanfall überkam. Im nächsten Moment nahm sie Cristinas Hand wahr, die sich warm über ihre

legte, und einen Augenblick später saßen beide nebeneinander auf dem Bett und Cristina riet ihr, tief durchzuatmen.

»Es tut mir leid«, sagte Emma. »Es tut mir so leid. Ich hatte nicht vor, hier vor dir einen Nervenzusammenbruch zu bekommen.«

Ein paar Strähnen hatten sich aus Emmas Haarknoten gelöst, und Cristina schob sie mit geübten Handgriffen wieder zurück an ihren Platz. »Als mein Onkel starb«, setzte sie an, »hat man ihn hier in Idris eingäschert. Ich konnte damals nicht an der Bestattung teilnehmen, weil meine Mutter die Stadt noch immer für zu gefährlich hielt. Bei ihrer Rückkehr habe ich sie zur Begrüßung umarmt, und ihre ganze Kleidung hat nach Rauch gerochen. Damals habe ich gedacht: Das ist jetzt alles, was von meinem Onkel geblieben ist – der Gestank von Rauch in den Sachen meiner Mutter.«

»Ich muss stark sein«, sagte Emma. »Schließlich muss ich für die Blackthorns da sein. Julian ist ...« *Am Ende, am Boden zerstört, völlig aufgelöst. Nicht mehr bei uns. Nein, das stimmt nicht – nicht mehr bei mir.*

»Auch du kannst um Livvy trauern«, sagte Cristina. »Sie war für dich wie eine Schwester. Familienbande sind stärker als Blutsbande.«

»Aber ...«

»Trauer macht uns nicht schwach«, sagte Cristina mit fester Stimme. »Sie macht uns menschlich. Wie könntest du Dru oder Ty oder Jules trösten, wenn du nicht selbst wüsstest, was man ihnen genommen hat? Sympathie kann jeder empfinden – doch es kommt nur selten vor, dass jemand genau weiß, wie groß das Loch ist, das der Verlust einer geliebten Person im eigenen Herzen hinterlassen hat.«

»Ich glaube nicht, dass irgendjemand von uns nachvollziehen kann, wie groß der Verlust für Ty ist«, sagte Emma. Ihre entsetzliche Angst um ihn war körperlich spürbar – ein unablässiger, bitterer Geschmack tief in ihrer Kehle, der sich mit der Trauer um Livvy mischte und sie zu ersticken drohte.

Cristina klopfte Emma ein letztes Mal beruhigend auf den

Handrücken. »Du musst dich jetzt anziehen. Ich warte unten in der Küche auf dich.«

Benommen kleidete Emma sich an. Danach betrachtete sie sich im Spiegel. Ihre weiße Kleidung war über und über mit scharlachroten Trauerrunen bedeckt – ein überlappendes Muster, dessen Anblick so schnell an Bedeutung verlor wie ein Wort, das so lange wiederholt wurde, bis das Gehör es nicht mehr wahrnahm. Ihr Haar und ihre Haut wirkten nun noch blasser als zuvor, und ihre Augen hatten jede Wärme verloren. *Ich sehe aus wie ein Eiszapfen*, dachte sie, *oder wie eine Messerklinge*.

Wenn sie doch nur Cortana an ihrer Seite hätte. Dann könnte sie in den Brocelind-Wald gehen und schreien und schreien und so lange um sich schlagen, bis sie völlig erschöpft zu Boden sank, während die Qualen des Verlustes wie Blut aus jeder ihrer Poren drangen.

Als sie schließlich ins Erdgeschoss lief, fühlte sie sich ohne ihr Schwert irgendwie unvollständig.

Diana stand in der Küche, als Ty die Treppe hinunterkam. Er war ganz allein, und bei diesem Anblick schlossen sich ihre Finger so fest um das Glas in ihrer Hand, dass ihr die Knöchel schmerzten.

Sie war sich nicht sicher, was sie erwartet hatte. Den Großteil der Nacht hatte sie an Tys Bett verbracht und über seinen Schlaf gewacht – ein geräuschloser, regloser, totenähnlicher Schlaf. Sie hatte sich daran zu erinnern versucht, wie man zu Raziell betete, doch dafür war es viel zu spät. Nach dem Tod ihrer Schwester in Thailand hatte sie Weihrauch und Blüten geopfert – aber nichts davon hatte geholfen oder auch nur annähernd das Loch in ihrem Herzen schließen können, das Arias Tod hinterlassen hatte.

Noch dazu war Livvy Tys Zwillingsschwester gewesen: Keiner der beiden hatte die Welt jemals ohne den anderen erlebt. Livvys letzte Worte hatten ihm gegolten: *Ty, ich ...* Niemand würde je zu hören bekommen, was sie ihm noch hatte sagen wollen. Wie sollte er damit zurechtkommen? Konnte *überhaupt* jemand damit zurechtkommen?

Die Konsulin hatte ihnen allen großzügigerweise passende Trauerkleidung bringen lassen. Diana trug ihr eigenes weißes Kleid und eine Monturjacke, und Ty hatte eine vollständige Trauermontur für offizielle Anlässe bekommen: ein elegant geschnittener weißer Mantel, eine weiße Hose und Stiefel – was sein tiefschwarzes Haar umso stärker zur Geltung brachte. Diana wurde zum ersten Mal bewusst, dass Ty zu einem äußerst attraktiven Mann heranwachsen würde. Sie hatte ihn schon so lange als entzückendes Kind vor Augen, dass es ihr nie in den Sinn gekommen war, dass Ty eines Tages auch den erwachsenen Idealen von Schönheit oder Attraktivität entsprechen könnte.

Ty runzelte die Stirn. Er war äußerst blass – seine Haut erinnerte an die Farbe von gebleichtem Papier –, hatte aber seine Haare ordentlich gekämmt und sah auch ansonsten gefasst und fast normal aus. »Dreiundzwanzig Minuten«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Wir brauchen dreiundzwanzig Minuten, um zu den Feldern vor der Stadt zu kommen, und die Zeremonie beginnt in fünfundzwanzig Minuten. Wo sind die anderen?«

Diana wollte gerade nach ihrem Handy greifen, um Julian eine SMS zu schicken, als sie sich daran erinnerte, dass Mobiltelefone in Idris nicht funktionierten. *Konzentrier dich*, ermahnte sie sich. »Ich bin mir sicher, dass sie schon unterwegs sind.«

»Ich muss mit Julian sprechen«, sagte Ty – doch es klang nicht wie eine Forderung, sondern eher, als versuchte er, sich an eine Liste von wichtigen Dingen zu erinnern, die er in einer bestimmten Reihenfolge erledigen musste. »Er hat Livvy in die Stille Stadt begleitet. Ich muss wissen, was er dort gesehen hat und was man mit ihr gemacht hat.«

Diese Dinge sind das Letzte, was ich über Aria hätte wissen wollen, dachte Diana – und tadelte sich danach selbst. Schließlich war sie nicht Ty. Der Junge schöpfte Trost aus solchen Fakten. Er hasste alles Unbekannte. Man hatte Livvy weggebracht und hinter steinernen Türen eingeschlossen. Selbstverständlich wollte er nun alles genau erfahren: Hatte man ihren Leichnam respektvoll behandelt, hatte sie ihre Habseligkeiten

behalten können, hatte man ihr blutiges Gesicht gereinigt? Nur wenn er Antworten erhielt, würde er das Geschehene verarbeiten können.

Von der Treppe hörte man das Poltern von Füßen, und kurze Zeit später war die Küche voller Blackthorns. Ty wich einen Schritt zur Seite, als Dru den Raum betrat, mit geröteten Augen und in einer Monturjacke, die eine Nummer zu klein war. Hinter ihr kam Helen herein, mit Tavvy auf dem Arm, beide ganz in Weiß; dann Aline und Mark, wobei Aline ihre Haare hochgesteckt hatte und kleine goldene Ohrringe in Form von Trauerrunen trug. Diana stellte verblüfft fest, dass sie eigentlich Kieran an Marks Seite erwartet hatte – ihr war völlig entfallen, dass er sie ja inzwischen verlassen hatte.

Nun folgten auch Cristina und schließlich Emma, beide schweigsam und niedergeschlagen. Diana hatte Toast und Butter und Tee auf die Anrichte gestellt, und Helen setzte Tavvy ab, um ihm etwas davon zu holen. Niemand sonst schien Hunger oder Durst zu haben.

Ty warf einen nervösen Blick auf die Uhr. Nur einen Augenblick später stand auch Kit im Raum, unbehaglich in einer weißen Monturjacke. Ty sagte kein Wort und warf ihm noch nicht einmal einen Blick zu, doch die Anspannung in seinen Schultern löste sich merklich.

Zu Dianas großer Überraschung kam Julian schließlich als Letzter die Treppen herunter. Eigentlich wollte sie zu ihm gehen und nachfragen, ob alles in Ordnung sei – doch es war lange her, dass er ihr das erlaubt hatte. Falls es überhaupt je der Fall gewesen war: Julian war schon als Junge verschlossen und selbstbeherrscht gewesen – nicht gewillt, seine negativen Gefühle offen vor seiner Familie zu zeigen.

Sie bemerkte, wie Emma ihm einen Blick zuwarf, den er jedoch nicht erwiderte. Julian schaute sich im Raum um und schien die Stimmung aller Anwesenden abzuschätzen – oder welche anderen mentalen Berechnungen er auch immer hinter dem undurchdringlichen Schutzschild seiner blaugrünen Augen anstellte.

»Wir sollten aufbrechen«, sagte er schließlich. »Man wird auf

uns warten, aber nicht zu lange, und wir sollten rechtzeitig für Roberts Zeremonie dort sein.«

Seine Stimme hatte plötzlich einen ganz anderen Klang, ohne dass Diana genau hätte sagen können, was sich verändert hatte. Vermutlich lag es daran, dass sie vor Trauer vollkommen tonlos wirkte.

Alle Anwesenden wandten sich ihm zu. Er war ihr Mittelpunkt, dachte Diana, der Fixstern, um den diese Familie kreiste. Emma und Cristina hielten sich zurück, da sie keine Blackthorns waren, und Helen wirkte erleichtert, dass Julian das Wort ergriffen hatte – so als hätte sie Angst davor, die Gruppe zusammenhalten und antreiben zu müssen.

Tavvy ging zu Julian und ergriff seine Hand. Dann traten sie alle durch die Haustür ins Freie, in einer stillen Prozession – wie ein weißer Fluss, der die steinernen Stufen des Hauses hinabfloss.

Diana musste an ihre Schwester denken und daran, wie sie ihren Leichnam in Thailand verbrannt und die Asche dann zur Bestattung nach Idris geschickt hatte. Doch Diana war zu der Beisetzung in der Stadt der Stille nicht angereist – damals hatte sie noch angenommen, sie würde nie wieder nach Idris zurückkehren.

Während sie durch die Straßen in Richtung Silversteel Bridge gingen, öffnete sich hoch über ihnen ein Fenster. Dann entrollte jemand ein langes weißes Banner mit einer Trauerrune darauf. Ty hob den Kopf und blickte nach oben, und Diana bemerkte plötzlich, dass die Brücke und die ganze Straße, bis hin zu den Stadttoren, mit weißen Bannern geschmückt waren. Sie schritten zwischen ihnen hindurch, und selbst Tavvy schaute sich voller Erstaunen um.

Vermutlich hatten die meisten für Robert, den alten Inquisitor, geflaggt, aber diese Banner waren gleichermaßen für Livvy gedacht. Zumindest würden die Blackthorns das von nun an immer so sehen, dachte Diana – sie würden sich daran als eine Ehrenbezeugung erinnern, die man ihrer Schwester hatte zukommen lassen.

Sie hoffte, dass Dearborns Ernennung zum neuen Inquisitor

den Tag nicht noch schlimmer machen würde. Ihr ganzes Leben hatte sie im Zeichen eines unsicheren Waffenstillstands verbracht – nicht nur zwischen Schattenjägern und Schattenwesen, sondern auch zwischen jenen Nephilim, die für eine Annäherung des Rates an die Schattenweltler eintraten, und jenen, die dies aus tiefstem Herzen ablehnten. Viele Schattenjäger hatten den Tag gefeiert, an dem die Schattenweltler nach dem Dunklen Krieg endlich der Kongregation beigetreten waren. Doch Diana hatte auch das Tuscheln jener Gruppe gehört, die diesen Schritt verabscheute: Schattenjäger wie Lazlo Balogh und Horace Dearborn. Der Kalte Frieden hatte sie in die Lage versetzt, dem Hass in ihren Herzen offen Ausdruck zu verleihen – überzeugt davon, dass alle wahren Nephilim ihnen zustimmen würden.

Diana hatte diese Überzeugungen immer für falsch gehalten, aber Dearborns Ernennung erfüllte sie mit der Befürchtung, dass viel mehr Schattenjäger unwiederbringlich vom Hass zerfressen waren, als sie jemals angenommen hatte.

Als die Blackthorns die Brücke betraten, streifte etwas Dianas Schulter. Sie griff mit der Hand nach dem Objekt, um es wegzuwischen, doch dann erkannte sie, dass es sich um eine weiße Blüte handelte – von einer Blume, die nur in Idris wuchs. Sie schaute auf; über ihr zogen Wolkenfetzen durch den Himmel, angetrieben von einem kräftigen Wind, doch sie konnte die Umrisse eines Mannes auf einem Pferd ausmachen, der hinter diesen Wolken verschwand.

Gwyn. Der Gedanke an ihn ließ einen Funken in ihrem Herzen erglühen. Behutsam schloss sie die Hand um die Blütenblätter.

Die Unvergänglichen Felder.

Auch wenn dies ihr richtiger Name war, nannten die meisten Bewohner von Idris sie einfach nur »die Felder«. Sie erstreckten sich über die weiten Ebenen außerhalb von Alicante – von den Stadtmauern, die nach dem Dunklen Krieg wieder aufgebaut worden waren, bis hin zu den Bäumen des Brocelind-Walds.

Eine Brise wie diese gab es nur in Idris; Emma bevorzugte eigentlich den kräftigeren Wind, der in Los Angeles vom Meer

heranwehte und den Geschmack von Salz mit sich brachte. Aber die hiesige Brise erschien ihr viel zu sanft für den Tag von Livvys Bestattung. Sie fuhr durch ihre Haare, ließ das weiße Kleid um ihre Knie spielen und sorgte dafür, dass die weißen Banner, die zu beiden Seiten der Scheiterhaufen an Fahnenmasten hingen, wie Bänder am Himmel flatterten.

Die Landschaft fiel von der Stadt zu den Wäldern hin leicht ab, und als sie sich den Scheiterhaufen näherten, ergriff Cristina Emmas Hand. Emma drückte Cristinas Finger kurz und dankbar, während sie der Menge der Wartenden so nahe kamen, dass sie die Blicke der Anwesenden spüren und hören konnte, wie ein Raunen durch die Menge ging. Natürlich empfanden die meisten Mitgefühl für die Blackthorns, doch es gab auch einige Gesichter in der Menge, die Julian und sie wütend anstarrten – schließlich hatte Julian Annabel nach Idris gebracht und Emma war das Mädchen, das das Engelsschwert zerbrochen hatte.

»Eine so mächtige Klinge wie Cortana hätte niemals in die Hände eines Kindes gelangen dürfen«, sagte eine blonde Frau, als Emma an ihr vorbeiging.

»Das Ganze riecht nach Schwarzer Magie«, sagte jemand anderes.

Emma zwang sich, nicht weiter hinzuhören, und blickte ganz bewusst starr geradeaus: Jia wartete auf sie zwischen den Scheiterhaufen, von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet. Erinnerungen an den Dunklen Krieg überkamen sie – so viele Menschen in Weiß, so viele brennende Scheiterhaufen.

Neben Jia stand eine Frau mit langem roten Haar, die Emma als Clarys Mutter Jocelyn erkannte. Begleitet wurden die beiden von Maryse Lightwood, deren schwarzes, von grauen Strähnen durchzogenes Haar offen über ihren Rücken floss. Sie schien eindringlich auf Jia einzureden, doch Emma war zu weit entfernt, um das Gespräch verfolgen zu können.

Obwohl die Scheiterhaufen bereits fertiggestellt waren, hatte man die Leichname noch nicht aus der Stadt der Stille hierhergebracht. Eine beachtliche Menge von Schattenjägern war schon vor Ort – zwar wurde niemand gezwungen, an einer Bestattung

teilzunehmen, doch Robert war ein geachtetes Mitglied der Gemeinschaft gewesen, und die Brutalität seines und Livvys Todes hatte bei vielen Entsetzen ausgelöst.

Roberts Familie stand dicht neben dem rechten Scheiterhaufen, auf dem jemand die Zeremonialrobe des Inquisitors ausgebreitet hatte: Das Kleidungsstück würde mit ihm in Flammen aufgehen. Emma erkannte Alec, Magnus, Simon, Isabelle und sogar den kleinen Max und Rafe, allesamt in Trauerkleidung. Isabelle schaute zu ihr herüber und winkte ihr kurz zu; ihre Augen waren vom Weinen ganz verschwollen.

Simon, der direkt neben ihr stand, wirkte so angespannt wie eine schussbereite Bogensehne. Er sah sich unruhig um, wobei seine Blicke zwischen den Anwesenden in der Menge hin und her zuckten. Emma fragte sich, ob er nach denselben Personen Ausschau hielt wie sie – nach denjenigen, die bei Robert Lightwoods Bestattung eigentlich anwesend sein *müssten*.

Wo steckten Jace und Clary?

Die Schattenjäger waren Kit noch nie so fremdartig vorgekommen wie heute. Sie waren überall, ganz in Weiß gekleidet – eine Farbe, die er eigentlich mit Hochzeiten und Osterfeiern verband. Die Banner, die Runen, die glitzernden Dämonentürme in der Ferne: All das machte auf ihn den Eindruck, als wäre er auf einem anderen Planeten gelandet.

Dazu kam, dass die Schattenjäger nicht weinten. Kit war früher schon auf Beerdigungen gewesen und hatte auch einige Trauerfeiern im Fernsehen gesehen. Damals hatten die Menschen Taschentücher in den Händen gehalten und laut hineingeschluchzt. Doch nicht hier – hier waren alle schweigsam, angespannt, und das Zwitschern der Vögel war lauter als jedes Gespräch oder Weinen.

Kit weinte natürlich auch nicht; er hatte noch nicht einmal geweint, als sein eigener Vater gestorben war. Zwar war ihm bewusst, dass das nicht gesund war, aber sein Vater hatte immer gesagt, dass jemand, der einmal vor Kummer zusammenbrach, damit endgültig zusammenbrach. Kit schuldete den Blackthorns, und vor allem Ty, viel zu viel, um wegen Livvy vor Gram die Fas-

sung zu verlieren. Sie hätte das auch nicht gewollt; sie hätte gewollt, dass er für Ty da war.

Die ersten Nephilim traten der Reihe nach zu den Blackthorns, um ihr Beileid zu bekunden. Julian hatte sich wie ein menschlicher Schutzschild vor seine Familie gestellt und wehrte höflich, aber bestimmt alle gut gemeinten Versuche ab, mit seinen Geschwistern sprechen zu wollen, die in einer Gruppe hinter ihm standen. Er wirkte kühler und zurückhaltender als üblich, aber das überraschte natürlich niemanden: Trauer löste in jedem Menschen andere Reaktionen aus.

Allerdings bedeutete das auch, dass Julian Tavvys Hand hatte loslassen müssen. Der Kleine stand inzwischen neben Dru und hatte sich ganz eng an deren Hüfte gepresst. Und auch Ty war dadurch sich selbst überlassen; also ging Kit zu ihm hinüber, wobei er sich in seiner Hose aus weißem Leder und der weißen Jacke ausgesprochen albern fühlte. Er wusste zwar, dass es sich um die offizielle Trauerkleidung der Schattenjäger handelte, doch er kam sich dennoch so vor, als würde er in einem Fantasiekostüm einen Musiker aus einem Achtzigerjahre-Videoclip spielen.

»Bestattungen sind immer so traurig«, sagte eine Frau, die sich selbst als Irina Cartwright vorgestellt hatte, und musterte Julian mit zutiefst mitleidigem Blick. Als der nicht reagierte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf Kit. »Bist du nicht auch der Ansicht?«

»Kann ich nicht sagen«, antwortete Kit. »Mein Vater ist von Dämonen gefressen worden.«

Irina Cartwright wirkte einen Moment wie vor den Kopf gestoßen und entfernte sich nach einigen weiteren Phrasen so schnell sie konnte. Julian warf Kit einen kurzen Blick zu und zog eine Augenbraue hoch, bevor er sich dem nächsten Trauergast widmete.

»Hast du ... das Handy dabei?«, wandte Kit sich an Ty und kam sich sofort danach wie ein Idiot vor. Wer ging schon zu jemandem, der gerade seine Zwillingsschwester bestattete, und fragte ihn nach seinem Smartphone? Zumal es in ganz Idris keinen Telefonempfang gab. »Ich meine ... nicht, dass du überhaupt anrufen könntest. Irgendjemanden.«

»Es gibt in Idris exakt ein Telefon, das funktioniert, und zwar

im Büro der Konsulin«, sagte Ty. Er wirkte nicht wie eine Fantasiegestalt aus einem Achtzigerjahre-Video, sondern eiskalt und eindrucksvoll und ...

Die Worte »echt scharf« leuchteten in Kits Kopf auf wie eine Neonröhre, und er gab sich alle Mühe, sie zu ignorieren.

Elegant. Ty war elegant. Leute mit schwarzen Haaren sahen wahrscheinlich von Natur aus in Weiß besser aus.

»Mir geht es nicht um den Handyempfang«, sagte Ty, »sondern um die Fotos, die auf dem Smartphone gespeichert sind.«

»Fotos von Livvy?«, fragte Kit verwirrt.

Ty starrte ihn an. Kit dachte an die Tage in London zurück, als sie zusammengearbeitet und gemeinsam Kriminalfälle ... na ja, eher Rätsel gelöst hatten. Wie Sherlock Holmes und Dr. Watson. Damals hatte er nie das Gefühl gehabt, Ty nicht zu verstehen. Im Gegensatz zu jetzt.

»Nein«, antwortete Ty.

Er blickte sich um, und Kit fragte sich, ob die stetig wachsende Zahl von Trauergästen ihn beunruhigte. Ty hasste Menschenmengen. Magnus und Alec standen mit ihren Kindern in der Nähe der Konsulin, gemeinsam mit einem wunderschönen schwarzhaarigen Mädchen, deren Augenbrauen genau wie die von Alec aussahen, und einem Jungen – eigentlich eher ein junger Mann Anfang zwanzig – mit schlecht gekämmten, braunen Haaren. Der Junge warf Kit einen nachdenklichen Blick zu, der zu sagen schien: *Du kommst mir bekannt vor.* Damit war er nicht der Einzige. Kit schätzte, dass das an seiner Ähnlichkeit mit Jace lag – falls Jace plötzlich an Coolness, Muskelmasse und allgemeiner Attraktivität verloren hätte.

»Ich muss nachher mit dir sprechen«, sagte Ty mit leiser Stimme. Kit war sich nicht sicher, ob er deshalb besorgt oder dankbar sein sollte – soweit er wusste, hatte Ty seit Livvys Tod mit kaum jemandem ein Wort gewechselt.

»Du willst nicht ... Willst du nicht erst mit deinem Bruder reden? Mit Julian?«

»Nein. Ich muss mit dir sprechen.« Ty zögerte, so als ob er noch etwas hinzufügen wollte.

Plötzlich erklang ein tiefer, klagender Ton, wie von einem Nebelhorn, und alle Anwesenden drehten sich um und schauten in Richtung Stadt. Kit folgte ihren Blicken und sah, dass eine Prozession durch das Stadttor zog. Dutzende von Stillen Brüdern in ihren pergamentfarbenen Roben flankierten in zwei Reihen zwei Totenbahnen, die von Ratswächtern auf den Schultern getragen wurden.

Der Trauerzug war zu weit von Kit entfernt, um erkennen zu können, auf welcher der Bahnen Livvy lag: Er sah einfach nur auf jeder Bahre einen Leichnam, ganz in Weiß gehüllt. Doch als der Zug näher kam, bemerkte er, dass ein Körper viel kleiner war als der andere, und ehe er es verhindern konnte, hatte er sich zu Ty umgedreht.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Es tut mir so schrecklich leid.«

Ty blickte in Richtung der Stadt. Eine seiner Hände öffnete und schloss sich wieder und wieder, und seine schlanken Finger verkrampften sich, doch davon abgesehen zeigte er keine Regung. »Es gibt wirklich keinen Grund, warum dir das Ganze leidtun sollte«, sagte er. »Also muss dir nichts leidtun.«

Kit gab keine Antwort, sondern stand einfach nur da. Eine Eiseskälte stieg in ihm auf, eine Furcht, die er nicht abschütteln konnte: der Gedanke, dass er nicht nur Livvy verloren hatte, sondern auch Ty.

»Sie sind noch nicht zurückgekehrt«, sagte Isabelle. Sie wirkte äußerlich gefasst, mit tadellos sitzender Montur und einem weißen Seidenband in den Haaren. Doch sie umklammerte Simons Hand so fest, dass ihre Knöchel so weiß leuchteten wie die Blüte in ihrem Knopfloch.

Emma hatte sich Kummer immer als eine Art Klaue vorgestellt – die Klaue eines gewaltigen Monsters, die nicht zu sehen war und einfach aus dem Himmel herabstieß und sie packte, ihr den Atem aus der Lunge presste und einen Schmerz in ihr auslöste, dem sie nicht entkommen und dem sie sich nicht entwinden konnte. Sie würde diesen Schmerz ertragen müssen, solange die Klaue sie in ihrem Griff behielt.

Denselben Schmerz konnte Emma in Isabelles Augen erkennen, hinter ihrer gefassten Miene, und sie sehnte sich danach, auf sie zuzugehen und sie einfach zu umarmen. Sie wünschte, Clary wäre jetzt hier: Die beiden waren wie Schwestern, und Clary hätte Isabelle auf eine Weise trösten können, wie es nur besten Freundinnen möglich war.

»Ich dachte, du wüsstest es vielleicht«, sagte Simon und musterte Emma mit gerunzelter Stirn. Sie erinnerte sich daran, wie Clary gesagt hatte, sie könne Simon nichts von ihren Todesvisionen erzählen, weil ihn das völlig aus der Bahn werfen würde. »Ich dachte, sie hätten dir erzählt, wohin sie wollten.«

Niemand schien ihnen große Aufmerksamkeit zu schenken: Jia war immer noch in ihr Gespräch mit Jocelyn und Maryse vertieft, und die anderen anwesenden Schattenjäger hatten Julian und den Rest der Familie umringt, um ihr Beileid zu bekunden. »Das haben sie auch. Sie wollten ins Feenreich – soweit ich weiß.«

Simon und Isabelle traten unwillkürlich einen Schritt näher. Emma hoffte, dass es von außen nicht so wirkte, als ob sie die Köpfe zusammensteckten und Geheimnisse austauschten – denn schließlich taten sie gerade genau das.

»Es ist nur so, dass ich dachte, sie wären längst wieder zurück«, fuhr sie fort.

»Eigentlich wollten sie morgen zurückkommen.« Isabelle stieß einen liebevollen Laut aus und beugte sich hinab, um Max in die Arme zu nehmen. Dann presste sie ihn an sich und legte ihr Kinn auf seine Haare. »Ich weiß – es ist schrecklich. Wenn es doch nur eine Möglichkeit gäbe, ihnen eine Nachricht zukommen zu lassen ...«

»Wir konnten den Rat ja schlecht bitten, die Trauerfeier zu verschieben«, sagte Simon. Die Leichname getöteter Schattenjäger wurden nicht einbalsamiert, sondern so schnell wie möglich eingäschert, bevor der Verfall ihrer Körper einsetzte.

»Jace wird untröstlich sein«, sagte Izzy. Sie warf einen Blick über die Schulter zu ihrem Bruder, der Rafé an der Hand hielt und zu Magnus aufschaute, während die beiden sich unterhielten. »Vor allem, weil er Alec nicht zur Seite stehen konnte.«

»Kummer verlässt einen nie«, sagte Emma, mit einem Kloß in der Kehle. »Anfangs sind noch viele Leute für dich da. Aber wenn Jace Alec später zur Seite stehen kann, nachdem sich der Wirbel um die Bestattung gelegt hat und alle Plattitüden von völlig Fremden verhallt sind, ist das viel hilfreicher.«

Izzys Blick wurde weich. »Danke. Und mach dir keine Sorgen um Clary und Jace. Wir wussten, dass wir während ihrer Abwesenheit keinen Kontakt zu ihnen aufnehmen können. Außerdem ist Simon Clarys *Parabatai* – er hätte es gespürt, wenn ihr irgendetwas zugestoßen wäre. Und das Gleiche gilt für Alec und Jace.«

Gegen das Argument des *Parabatai*-Bundes konnte Emma nichts einwenden. Sie blickte zu Boden und fragte sich ...

»Sie sind da«, sagte Magnus und streckte die Arme aus, um Isabelle Max abzunehmen. Dabei warf er Emma einen seltsamen Seitenblick zu, den sie nicht so recht deuten konnte. »Die Brüder.«

Emma schaute sich um: Die Stillen Brüder schwebten fast lautlos durch die Menge, teilten sie wie das Rote Meer. Die Schattenjäger traten zurück, während die Bahren, auf denen Livvy und Robert ruhten, an ihnen vorübergetragen wurden und der Trauerzug schließlich zwischen den Scheiterhaufen zum Stehen kam.

Livvys bleicher Leichnam war in einen weißen Seidenanzug gehüllt; die Augen hatte man mit einem weißen Seidenband verbunden. Ihre goldene Halskette glitzerte an ihrer Kehle, und das lange braune Haar lag ausgebreitet und mit weißen Blüten geschmückt auf der Bahre.

Livvy tanzend auf dem Bett, in einem hellgrünen Chiffonkleid, das sie bei »Hidden Treasures« gekauft hatte. Emma, Emma, sieh dir mein neues Kleid an! Emma kämpfte gegen die Erinnerungen an, und zugleich gegen die grausame Wahrheit: Dies war das letzte Kleid, in dem sie Livvy jemals sehen würde. Dies war das letzte Mal, dass sie ihr vertrautes braunes Haar, die Rundungen ihrer Wangen, ihr trotziges Kinn betrachten konnte. *Livvy, meine Livvy, meine weise kleine Eule, meine geliebte kleine Schwester.*

Am liebsten hätte sie laut geschrien, aber kein Schattenjäger verlor im Angesicht des Todes die Fassung. Stattdessen sprach sie die uralten Worte, überliefert durch die Jahrhunderte.

»*Ave atque vale.*« Ein Raunen ging durch die Menge. »*Ave atque vale, Robert Lightwood. Ave atque vale, Livia Blackthorn.*«

Isabelle und Alec wandten sich der Bahre zu, auf der ihr Vater lag, während Julian und die anderen Blackthorns noch immer von anderen Trauergästen umringt waren. Einen Moment lang stand sie allein neben Simon.

»Ich habe vor ihrer Abreise mit Clary gesprochen«, sagte sie, wobei die Worte wie heiße Glut in ihrer Kehle brannten. »Sie hat sich Sorgen gemacht, dass etwas Schreckliches passieren könnte.«

Verwirrt sah Simon sie an. »Was denn Schreckliches?«

Emma schüttelte den Kopf. »Einfach nur ... für den Fall, dass sie nicht zurückkäme, wenn sie eigentlich zurückkommen sollte ...«

Simon musterte sie, nun ernsthaft besorgt, doch bevor er noch etwas sagen konnte, trat Jia vor und wandte sich an die Nephilimgemeinschaft.

»Schattenjäger sterben jung«, sagte jemand in der Menge. Julian kannte den Mann nicht: etwas über vierzig Jahre alt, mit dichten schwarzen Augenbrauen. Er trug einen Aufnäher mit dem Symbol der Scholomance, doch ansonsten unterschied ihn wenig von den Dutzenden anderer Schattenjäger, die auf Julian zugekommen waren und ihm gesagt hatten, wie leid ihnen der Tod seiner Schwester täte.

»Aber mit fünfzehn ...« Der Mann schüttelte den Kopf. *Gladstone*, erinnerte sich Julian – sein Nachname war Gladstone. »Robert hat ein erfülltes Leben gehabt. Er war ein entfernter Cousin von mir, musst du wissen. Aber was mit deiner Schwester geschehen ist, hätte niemals passieren dürfen. Sie war doch noch ein Kind.«

Julian hörte, wie Mark hinter ihm einen erstickten Laut hervorbrachte. Er gab Gladstone irgendeine höfliche Antwort und wandte sich dann ab. Die ganze Situation fühlte sich irgendwie weit entfernt, gedämpft an, so als hätte man entweder ihn selbst oder die ganze Welt in Watte gepackt.

»Ich mag ihn nicht«, sagte Dru, nachdem Gladstone gegangen

war. Die gespannte Haut unter ihren Augen glänzte – dort, wo die Tränen Spuren hinterlassen hatten, die nicht gewaschen werden konnten.

Es schien, als ob es zwei Julians gäbe. Einer davon war »Julian damals«. Der Julian, der in einer solchen Situation die Hand nach Dru ausgestreckt und ihr über den Kopf gestreichelt hätte, um ihr Trost zu spenden. Doch »Julian heute« tat das nicht: Während sich die Menge in Bewegung setzte, um dem Trauerzug Platz zu machen, blieb er reglos stehen und sah zu, wie Helen Tavy auf den Arm nahm.

»Er ist sieben Jahre alt«, sagte er zu ihr. »Zu alt, um noch überallhin getragen zu werden.«

Helen warf ihm einen halb überraschten, halb vorwurfsvollen Blick zu, antwortete aber nicht. Die Stillen Brüder und die Totenbahnen zogen an ihnen vorüber, und die Blackthorns verfielen in Schweigen, während der monotone Sprechgesang der Nephilim immer stärker anschwell.

»Ave atque vale, Livia Blackthorn. Sei begrüßt und leb wohl.«

Dru presste sich die Handballen auf die Augen, und Aline legte den Arm um sie. Julian schaute sich nach Ty um; er konnte einfach nicht anders.

Mark hatte sich neben Ty gestellt und redete auf ihn ein. Kit stand neben den beiden, die Hände tief in den Hosentaschen, die Schultern hochgezogen – ein Bild des Jammers. Ty dagegen starrte unablässig auf Livvys Bahre, mit kreisrunden, rot glühenden Flecken auf den Wangen. Auf dem Weg aus der Stadt hierher hatte er Julian mit Fragen bombardiert: *Wer hat sie in der Stadt der Stille berühren dürfen? Hat man ihr das Blut abgewaschen? Hat man ihr die Haare gebürstet? Hat man ihr die Halskette abgenommen? Hast du ihre Sachen zurückbekommen? Wer hat die Kleidung für die Bestattung ausgesucht? Hat man ihr die Augen geschlossen, bevor das Seidenband darübergewunden wurde? Irgendwann hatte Julian sich so erschöpft gefühlt, dass ihm fast der Geduldsfaden gerissen war.*

Jetzt wurden Leitern an die Scheiterhaufen – gewaltige Stapel aus Holzkloben und Brennholz – angelegt. Ein Stiller Bruder

hob Livvys Leichnam von der Bahre und begann, die Sprossen hinaufzusteigen. Oben angekommen bettete er ihren Körper auf den Scheiterhaufen; gleichzeitig legte ein weiterer Bruder der Stille Robert Lightwoods Leichnam auf dem anderen Stapel ab.

Diana hatte sich inzwischen ebenfalls neben Ty gestellt. Sie trug eine weiße Blüte an ihrem Blusenkragen, die sich blass gegen ihre dunkle Haut abhob. Leise redete sie auf Ty ein, woraufhin dieser den Kopf hob und sie ansah.

Julian spürte tief in seinem Inneren einen körperlichen Schmerz, so als würde er nach einem Boxhieb in den Magen verzweifelt um Luft ringen. Das blutbefleckte Stoffband an seinem Handgelenk brannte wie ein Feuerring.

Emma. Er suchte nach ihr in der Menge und entdeckte sie schließlich neben Simon. Cristina hatte sich zu den beiden gestellt. Die Leitern waren nun fortgetragen worden, und die Stillen Brüder traten mit entzündeten Fackeln dichter an die Scheiterhaufen heran. Das Licht der Fackeln überstrahlte selbst die taghelle Szenerie. Emmas Haar reflektierte dieses Licht und begann zu funkeln, während die Stillen Brüder ihre Plätze rund um die Scheiterhaufen einnahmen.

»Diese Flammen, dieses Verbrennen«, sagte Mark, der plötzlich an Julians Seite aufgetaucht war. »In der Wilden Jagd haben wir unsere Toten im Himmel bestattet.«

Julian musterte ihn. Marks Wangen waren gerötet; seine hellen Locken wirkten ungekämmt. Dagegen waren seine Trauerrunen mit Liebe und Sorgfalt aufgetragen, was bedeutete, dass jemand anderes das übernommen haben musste. Die Runen waren wunderbar kunstvoll ausgearbeitet – Cristinas Werk.

»Wir haben die Leichname auf dem Gipfel eines Gletschers oder in hohen Bäumen zurückgelassen, damit die Vögel sie sauberpicken konnten«, fuhr Mark fort.

»Wie wär's, wenn du das bei dieser Bestattung für dich behältst?«, erwiderte Julian.

Mark zuckte zusammen. »Es tut mir leid – ich weiß manchmal einfach nicht, wie ich mich ausdrücken soll.«

»Halt im Zweifelsfall einfach den Mund«, meinte Julian. »Ich meine das ernst: Am besten sagst du erst einmal gar nichts.«

Bei diesem Kommentar warf Mark ihm den gleichen Blick zu wie zuvor Helen – halb überrascht und halb verletzt –, doch bevor er etwas erwidern konnte, ergriff Jia Penhallow in ihrer strahlend weißen Zeremonialrobe das Wort.

»Mitglieder der Schattenjägergemeinschaft«, setzte sie an, wobei ihre kraftvolle Stimme weit über die Unvergänglichen Felder hallte, »eine ungeheure Tragödie hat sich in unseren Reihen abgespielt. Einer der treuesten Diener des Rats, Robert Lightwood, wurde im Sitzungssaal von Idris erschlagen, wo unser Recht immer Gesetz war.«

»Elegant gelöst – sie hat ganz vergessen zu erwähnen, dass er ein Verräter war«, murmelte jemand in der Menge: Zara.

Unterdrücktes Kichern erhob sich rund um sie herum, so als ob ein Wasserkocher überkochen würde. Ihre Freunde Manuel Villalobos, Samantha Larkspear und Jessica Beausejourns standen dicht neben ihr.

»Ich kann nicht fassen, dass *die* hier sind.« Emma hatte es irgendwie geschafft, sich zu Julian zu gesellen. Er konnte sich nicht daran erinnern, aber im Augenblick schien sich die Realität für ihn so schnell und ruckartig ein- und auszublenden wie ein Kameraverschluss. Emma wirkte leicht betroffen, als Julian nicht reagierte, dann stampfte sie durch die Menge davon, wobei sie Gladstone aus dem Weg stieß.

»Auch eine unserer jüngsten und vielversprechendsten Schattenjägerinnen wurde ermordet, ihr Blut vor unser aller Augen vergossen«, fuhr Jia fort, während Emma sich Zara und ihren Freunden näherte. Zara zuckte leicht zurück und versuchte dann, ihre verlorene Fassung durch ein Zurückstarren zu überspielen.

Zaras Fassung würde Emma nicht im Geringsten interessieren, dachte Julian. Sie zeigte jetzt auf Zara und dann auf Ty und die Blackthorns, während Jias Stimme über das Feld hallte.

»Wir werden diese Tode *nicht* ungesühnt lassen. Wir werden *nicht* vergessen, wer dafür verantwortlich war. Wir sind Krieger, und wir werden kämpfen und zurückschlagen.«

Zara und ihre Freunde zogen störrische Mienen – alle bis auf Manuel, um dessen Mundwinkel ein schiefes Lächeln spielte, das Julian unter anderen Umständen eine Gänsehaut bereitet hätte. Emma wandte sich ruckartig ab und entfernte sich mit grimmigem Gesicht von der Gruppe.

Wenigstens etwas hatte sie damit erreicht: Zara hatte aufgehört zu tuscheln.

»Sie sind von uns gegangen«, sagte Jia. »Die Nephilim haben zwei unwiederbringliche Seelen verloren. Auf dass Raziel sie in Gnaden aufnehmen möge. Auf dass Jonathan Shadowhunter ihnen Ehre erweisen möge. Auf dass David der Schweiger ihre Erinnerung lebendig halten möge. Und nun lasst uns ihre Körper dem Reich der Toten übergeben, wo sie auf ewig dienen können.«

Die Stimme der Konsulin war leiser geworden. Da alle Anwesenden sie ansahen – einschließlich Tavy, Rafe und Max –, konnte jeder erkennen, wie sich ihr Gesichtsausdruck veränderte, verfinsterte. Die nächsten Worte sprach sie so aus, als würden sie einen bitteren Nachgeschmack in ihrem Mund hinterlassen.

»Aber zuerst möchte unser neuer Inquisitor einige Worte sagen.«

Horace Dearborn trat vor; Julian hatte ihn bis zu diesem Augenblick gar nicht bemerkt. Er trug eine weiße Trauerrobe und hatte eine dazu passende ernste Miene aufgesetzt – doch dahinter schien ein hämisches Grinsen durchzuschimmern, wie ein Schatten hinter Glas.

Zara grinste jetzt ganz unverhohlen, und weitere ihrer Freunde von der Scholomance hatten sich in ihrer Nähe versammelt. Sie winkte ihrem Vater kurz zu, und Manuel grinste inzwischen von einem Ohr zum anderen.

Julian sah den Abscheu auf den Gesichtern von Isabelle und Simon, bemerkte das Entsetzen in Emmas Gesichtszügen und den Zorn in den Mienen von Magnus und Alec.

Er versuchte angestrengt, etwas von dem zu fühlen, was sie empfanden, doch es gelang ihm nicht. Er fühlte ... nichts.

Horace Dearborn nahm sich eine ganze Weile Zeit, die Menge zu studieren. Kit hatte genug von den anderen erfahren, um zu wis-

sen, dass Zaras Vater ein noch größerer Fanatiker war als sie und dass er von der Mehrheit der Ratsmitglieder zum neuen Inquisitor gewählt worden war. Anscheinend hatten diese mehr Angst vor dem Dunklen Hof und der Bedrohung durch die Schattengeweltler als davor, einem durch und durch bössartigen Mann die Macht zu übertragen.

Nicht, dass Kit das in irgendeiner Weise überrascht hätte. Es war einfach nur deprimierend.

Ty, der neben ihm stand, schien Dearborn dagegen überhaupt nicht wahrzunehmen. Er starrte unablässig zu Livvy hinauf, oder zu dem, was von ihrem Leichnam zu sehen war: ein kleiner weißer Flecken auf einem riesigen Berg Scheiterholz. Den Blick auf seine Schwester geheftet rieb er sich mit dem rechten Zeigefinger unablässig über den linken Handrücken; ansonsten bewegte er keinen Muskel.

»Der heutige Tag«, setzte der Inquisitor schließlich an, »ist, wie die Konsulin bereits gesagt hat, ein Tag der Trauer.«

»Schön, dass er das auch so sieht«, murmelte Diana.

»*Und dennoch!*«, fuhr Dearborn mit erhobener Stimme fort und stach mit dem Zeigefinger in Richtung seiner Zuhörer, als wollte er sie alle eines schrecklichen Verbrechens anklagen. »Und dennoch sind diese Morde nicht von ungefähr geschehen. Es besteht nicht der geringste Zweifel, wer für diese Verbrechen verantwortlich ist: Auch wenn einige törichte Schattensjäger dazu beigetragen haben, so stecken der König des Dunklen Volkes und alle Feenwesen, und damit letztlich auch alle anderen Schattengeweltler, hinter dieser Tat!«

Was hat das eine mit dem anderen zu tun?, fragte Kit sich. Dearborn erinnerte ihn an die Politiker im Fernsehen – rotgesichtige Männer, die einander anschrien und wütend waren und die einem ständig unter die Nase rieben, dass es etwas gab, vor dem man Angst haben müsste.

Die Vorstellung, dass automatisch auch alle anderen Schattengeweltler schuldig waren, nur weil der Dunkle König die Verantwortung für Livvys und Roberts Tod trug, ergab für Kit nicht den geringsten Sinn. Aber wenn er auf Proteste aus der Menge

gehofft hatte, so wurde er enttäuscht. Die Versammlung blieb seltsam ruhig, doch Kit kam es nicht so vor, als ob die Anwesenden gegen Dearborns Ansichten etwas einzuwenden hätten. Es schien eher so, als wollten sie nur deshalb nicht in Jubel ausbrechen, weil das den Toten gegenüber unhöflich gewesen wäre. Magnus starrte völlig ausdruckslos vor sich hin, als hätte jemand ihm jede Gefühlsregung aus dem Gesicht gewischt.

»Diese Todesfälle sollen als Erinnerung dienen«, sagte Dearborn. Kit sah kurz zu Julian hinüber, dessen dunkelbraunes Haar von der aufkommenden Brise zerzaust wurde, und bezweifelte, dass Julian eine solche Erinnerung gebraucht hätte. »Als Erinnerung daran, dass wir alle nur *ein* Leben haben und dass wir dieses Leben als Krieger leben müssen. Eine Erinnerung daran, dass uns nur *eine* Gelegenheit bleibt, die richtige Entscheidung zu treffen. Eine Erinnerung daran, dass schon bald eine Zeit kommen wird, in der sich alle Schattenjäger entscheiden müssen, auf welcher Seite sie stehen. Wollen sie mit Verrätern und Schattenweltler-Sympathisanten gemeinsame Sache machen? Mit jenen, die unsere Lebensart und unsere gesamte Kultur zerstören möchten? Wollen sie ... Junger Mann, was tust du da? Komm sofort da runter!«

»Oh, beim Erzengel!«, flüsterte Diana.

Ty kletterte den Scheiterhaufen hinauf, auf dem seine Schwester lag. Es schien alles andere als einfach zu sein – das Holz war nicht zum Klettern aufgeschichtet worden, sondern für maximale Brennkraft. Dennoch fand Ty genügend Handgriffe und Fußstützen. Er hing schon so hoch über dem Boden, dass Kit angst und bange wurde bei dem Gedanken, was passieren könnte, wenn sich eines der Hölzer löste und Ty abstürzte.

Kit wollte ihm gerade nachsetzen, als er eine Hand am Kragen spürte. Dann zerrte Diana ihn zurück. »Nein«, sagte sie mit finsterner Miene. »Du nicht.«

Du nicht. Kit begriff im selben Moment, was sie damit meinte: Julian Blackthorn hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Er schob sich grob am Inquisitor vorbei – der entrüstet protestierte – und stürmte zum Scheiterhaufen. Dann machte er sich daran, seinem Bruder nachzuklettern.

»Julian!«, rief Emma, doch sie bezweifelte, dass er sie hören konnte. Alles brüllte jetzt durcheinander – die Ratswächter, die Trauergäste, die Konsulin und der Inquisitor. Zara und ihre Freunde schüttelten sich vor Lachen und zeigten auf Ty. Er hatte inzwischen fast den höchsten Punkt des Scheiterhaufens erreicht und schien nichts und niemanden um sich herum wahrzunehmen, während er mit verbissener Miene weiterkletterte. Julian, ein Stück unter ihm, konnte nicht mithalten mit seinem Tempo.

Nur die Blackthorns gaben keinen Laut von sich. Emma versuchte, sich weiter nach vorn durchzudrängen, doch Cristina hielt sie am Handgelenk fest und schüttelte den Kopf. »Nein, nicht – es wäre zu gefährlich, Julian jetzt abzulenken.«

Ty hatte nun die Plattform des Scheiterhaufens erreicht und setzte sich direkt neben den Leichnam seiner Schwester.

Helen brachte einen ersticken Laut hervor: »Ty!«

Die Spitze des Scheiterhaufens bot keinerlei Schutz vor dem Wind. Tys Haare peitschten ihm ins Gesicht, während er sich über Livvy beugte. Von Weitem sah es so aus, als würde er ihre gefalteten Hände berühren. Emma spürte eine Woge des Mitleids in sich aufsteigen, gefolgt von einer Panikattacke – der Schmerz traf sie wie ein Schlag in den Magen.

Jetzt hatte auch Julian die Plattform erreicht und kniete sich neben Livvy und seinen Bruder. Die beiden wirkten wie zwei weiße Schachfiguren; nur ihre Haarfarbe – Ty hatte etwas dunkleres Haar – unterschied sie voneinander.

Emma schlug das Herz bis zum Hals. Es kostete sie all ihre Selbstbeherrschung, nicht zum Scheiterhaufen zu laufen und ebenfalls daran hochzuklettern. Alles und jeder andere außer Julian und Ty schien weit entfernt und vage – auch wenn sie Zara und ihre Freunde kichern und sagen hörte, warum die Stillen Brüder nicht einfach den Scheiterhaufen entzündeten und Ty und Julian gemeinsam mit Livvy verbrannten, wenn sie schon so gern bei ihrer Schwester wären.

Sie spürte, wie Cristina sich neben ihr versteifte. Mark ging inzwischen durch das Gras auf die beiden Scheiterhaufen zu, woraufhin Zara und ihre Freunde über ihn zu tuscheln begannen,

über seine spitzen Ohren und sein Feenblut. Doch Mark ging entschlossen und mit gesenktem Kopf weiter, und jetzt hielt Emma es nicht länger aus: Sie riss sich von Cristina los und lief ihm nach. Wenn Mark seinen Brüdern nachklettern wollte, dann konnte sie das auch.

Aus dem Augenwinkel sah sie Jia neben Maryse und Jocelyn stehen – allesamt reglos, ein Bild des Entsetzens. Schattenjäger verhielten sich nicht auf diese Weise: Sie machten aus ihrer Trauer kein Spektakel; sie schrien und tobten nicht, brachen nicht zusammen und kletterten auch nicht auf Scheiterhaufen.

Julian hatte sich vorgebeugt und nahm das Gesicht seines Bruders in beide Hände – eine unfassbar zärtliche Geste, trotz des Ortes, an dem sie sich befanden. Emma konnte sich vorstellen, wie schwer das für ihn sein musste: Julian hasste es, Gefühle vor anderen zu zeigen, denen er nicht bedingungslos vertrauen konnte. Aber im Augenblick schien er das vergessen zu haben – stattdessen flüsterte er Ty etwas zu, wobei sich ihre Stirnflächen beinahe berührten.

»Die Leitern«, wandte Emma sich an Mark, der wortlos nickte. Sie drängten sich an einer Traube von Zuschauern vorbei, packten eine der schweren Leitern, die die Stillen Brüder mitgebracht hatten, und lehnten sie gegen den Scheiterhaufen, auf dem Livvy lag.

»Julian!«, rief Emma und sah, wie er zu ihr herunterschaute, während sie und Mark die Leiter festhielten. Irgendwo hinter ihnen brüllte Dearborn, dass sie sofort aufhören und die Ratswächter kommen und die Brüder von dort oben herunterholen sollten. Aber niemand bewegte auch nur einen Muskel.

Julian berührte Ty leicht an der Wange, woraufhin Ty zögerte, kurz die Arme um seinen Rumpf schlang, sie dann aber sinken ließ und Julian die Leiter hinunter folgte. Als Julian den Boden erreichte, blickte er sofort nach oben, um seinen Bruder aufzufangen, falls dieser abstürzte.

Schließlich hatte auch Ty wieder festen Boden unter den Füßen und steuerte ohne innezuhalten über das Gras auf Kit und Diana zu.

Jemand rief ihnen zu, sie sollten die Leiter wegnehmen, wo-

raufhin Mark sie an hob und zu den Stillen Brüdern trug. Währenddessen nahm Emma Julian an der Hand und zog ihn sanft von den Scheiterhaufen fort.

Er wirkte benommen, als ob ihn jemand mit solcher Wucht geschlagen hätte, dass ihm schwindlig war. Emma brachte etwas Abstand zwischen sie und die Menge und ergriff dann Julians Hände.

Niemand würde sich etwas dabei denken; es war eine ganz normale Geste der Zuneigung zwischen *Parabatai*. Dennoch jagte ein Schauer durch ihren Körper – zum einen, weil sie ihn berührte, zum anderen wegen der schrecklichen Umstände und der völligen Leere seines Gesichtsausdrucks.

»Julian«, setzte sie an, und er zuckte zusammen.

»Meine Hände«, murmelte er in überraschtem Ton. »Ich habe es gar nicht gespürt.«

Emma warf einen Blick auf seine Hände und zog scharf die Luft ein. Seine Handflächen wirkten wie ein Flickenteppich aus blutigen Splittern – Überreste des Feuerholzes. Manche zeichneten sich als dunkle Linien vor seiner Haut ab, doch andere waren größer, wie abgebrochene Zahnstocher, und hatten sich schräg in die Handflächen gebohrt, wodurch unablässig Blut aus diesen Wunden quoll.

»Du brauchst eine *Iratze*«, sagte Emma, gab eines seiner Handgelenke frei und griff nach der Stele an ihrem Gürtel. »Lass mich ...«

»Nein.« Julian entzog ihr auch sein anderes Handgelenk, mit einem Blick, der kälter war als Gletschereis. »Besser nicht.«

Dann marschierte er davon, während Emma noch nach Luft schnappte. Ty und Mark waren inzwischen zu den anderen Blackthorns zurückgekehrt. Ty stand wie so oft dicht neben Kit – als ob ein Magnet wieder an seinem angestammten Ort platziert worden wäre.

Emma sah, wie Mark nach Cristinas Hand griff und sie festhielt, und dachte: *Eigentlich sollte ich jetzt Julians Hände halten. Eigentlich sollte ich jetzt für ihn da sein und ihn daran erinnern, dass es noch Dinge auf dieser Welt gibt, für die es sich zu leben lohnt.*

Doch Julians Hände waren wund und blutig, und er wollte nicht, dass sie sie berührte. Genau wie seine Seele wund und blutig war, und er vermutlich auch nicht wollte, dass irgendjemand ihr zu nahe kam. Aber sie war nicht *irgendjemand* – bei ihr war es etwas anderes, sie war schließlich sein *Parabatai*, oder etwa nicht?

Die Zeit ist gekommen. Die stumme Stimme eines der Brüder strömte wie eine Woge über die Felder, und alle Anwesenden hörten sie – alle außer Magnus und Max, die sich verwirrt umschauten. Emma blieb kaum Zeit, sich zu wappnen, als die Stillen Brüder auch schon mit ihren Fackeln das Feuerholz am Fuß jedes Scheiterhaufens entzündeten. Die Flammen loderten auf, mit rotgoldenen Zungen – ein fast wunderschöner Anblick.

Doch dann traf Emma das Fauchen des Feuers, wie die Brandung einer großen Welle, und die Hitze brandete über das Gras und Livvys Leichnam verschwand hinter einem Schleier aus dichtem Rauch.

Über das gierige Knistern der Flammen hinweg konnte Kit den leisen Sprechgesang der Nephilim kaum wahrnehmen: »*Vale, vale, vale. Leb wohl, leb wohl, leb wohl.*«

Die Luft war erfüllt von Rauch. Seine Augen trännten und brannten, und er musste ständig daran denken, dass sein Vater kein Begräbnis bekommen hatte, weil kaum noch etwas übrig gewesen war, das man hätte bestatten können – das Gift der Mantiden hatte seinen Körper zu Asche zersetzt, und die Brüder der Stille hatten seine Überreste beseitigt.

Da Kit es nicht ertragen konnte, die Blackthorns anzusehen, starrte er zu den Lightwoods hinüber. Inzwischen hatte er all ihre Namen aufgeschnappt: Er wusste, dass Alecs Schwester Isabelle hieß – das Mädchen mit den schwarzen Haaren, das die Arme um Alec und ihre Mutter Maryse gelegt hatte. Rafe und Max hielten sich an den Händen; Simon und Magnus standen dicht bei den anderen, wie Trost spendende Monde, die einen Planeten der Trauer umkreisten. Kit erinnerte sich daran, dass jemand einmal gesagt hatte, Beerdigungen wären nicht für die Toten, sondern für die Lebenden gedacht, damit sie sich von den Verstorbenen

verabschieden könnten. Verbrannten die Nephilim etwa ihre Toten, damit sie sich mit einem Feuer verabschieden konnten, das sie an die Engel erinnerte?, fragte er sich.

Durch seine tränenden Augen sah er jemanden auf die Lightwoods zukommen: ein junger, gut aussehender Mann mit dunklen braunen Locken und einem markanten Kinn. Er trug keine weiße Trauerkleidung, sondern eine schlichte schwarze Montur. Als er an Maryse vorbeiging, hielt er inne und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

Doch sie wandte sich nicht um, schien ihn noch nicht einmal zu bemerken. Alle anderen reagierten genauso: Selbst Magnus warf nur einen kurzen Blick in Richtung des Mannes, runzelte die Stirn, schaute dann aber wieder fort. Kit wurde es plötzlich eiskalt ums Herz: Anscheinend war er der Einzige, der den jungen Mann sehen konnte – und jetzt registrierte er auch, dass der Rauch durch den Fremden hindurchzufließen schien, als bestünde er nur aus Luft.

Ein Geist, dachte er. *Wie Jessamine*. Gehetzt schaute er sich um: Mit Sicherheit würden hier, auf den Unvergänglichen Feldern, doch noch mehr Geister existieren, deren tote Füße keine Spuren mehr im Gras hinterließen.

Doch er sah nur die Blackthorns, die sich aneinanderklammerten, Emma und Cristina Seite an Seite, und Julian mit Tavvy, während der Rauch um sie herum in den Himmel stieg. Widerstrebend schaute er zurück: Der junge Mann mit dem dunklen Haar kniete inzwischen neben Robert Lightwoods Scheiterhaufen. Er war den Flammen näher, als es einem menschlichen Wesen möglich gewesen wäre, und sie strömten um seine Konturen herum und warfen ihr Licht auf Augen, aus denen brennende Tränen flossen.

Parabatai, dachte Kit plötzlich. In der gekrümmten Haltung des jungen Mannes, in seinen ausgestreckten Händen, in seinem sehnsuchtsvollen Blick erkannte er Emma und Julian und sah Alec, wenn er von Jace sprach. Plötzlich wusste er, dass er den Geist von Robert Lightwoods *Parabatai* vor sich hatte. Er konnte nicht sagen, woher er es wusste, aber es bestand kein Zweifel.

Ein grausamer Bund, dachte er. Er macht aus zwei Menschen eine Person, und wenn eine Hälfte stirbt, bleibt nur Verzweiflung zurück.

Nach einem Moment wandte er erneut den Blick ab und stellte fest, dass Rauch und Feuer inzwischen so dicht geworden waren, dass man die Scheiterhaufen nicht länger erkennen konnte. Livvys Leichnam war hinter dieser brodelnden Wand verschwunden. Das Letzte, was er sah, bevor seine Tränen ihm endgültig die Sicht raubten, war Ty neben ihm, der den Kopf hob und die Augen schloss – eine dunkle Silhouette vor dem leuchtenden Glanz der Flammen, eingehüllt in einen Lichtkranz aus Gold.



Schwarz und verwitbert

Die Scheiterhaufen brannten noch immer, als der Trauerzug umdrehte und in die Stadt zurückkehrte. Der Brauch sah vor, dass der Rauch die ganze Nacht zum Himmel aufstieg und die Familien sich auf dem Platz des Erzengels versammelten, um gemeinsam zu trauern.

Aber Emma ging nicht davon aus, dass die Blackthorns dieser Tradition folgten. Vermutlich würden alle im Haus bleiben, abgesehen von den anderen Nephilim. Schließlich hatten sie ihr gesamtes Leben fern von Idris verbracht und würden wohl kaum Trost bei anderen Schattenjägern suchen, die sie nur flüchtig kannten.

Emma hatte sich ein paar Meter hinter die restlichen Blackthorns zurückfallen lassen – ihr Schmerz war zu groß, um Julian erneut vor den Augen seiner Familie anzusprechen.

»Emma«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihr. Sie drehte sich um und entdeckte Jem Carstairs.

Jem. Emma war sprachlos vor Überraschung. Jem hatte einst den Brüdern der Stille angehört, und obwohl er den gleichen Nachnamen trug wie Emma, war er aufgrund seines hohen Alters – über einhundert Jahre – ein weit entfernter Verwandter. Allerdings wirkte er kaum älter als fünfundzwanzig und trug Jeans, abgewetzte Schuhe und einen weißen Pullover – vermutlich als Geste des Entgegenkommens, da die Nephilim bei Bestattungen Weiß trugen. Jem war selbst viele Jahre ein Schattenjäger gewesen.

»Jem«, flüsterte Emma, um die anderen Mitglieder des Trauerzugs nicht zu stören. »Danke, dass du hergekommen bist.«

»Ich wollte dich wissen lassen, wie leid mir das alles tut«, sagte Jem. Er wirkte bleich und abgespannt. »Ich weiß, dass du Livvy wie eine Schwester geliebt hast.«

»Ich habe zusehen müssen, wie sie gestorben ist«, sagte Emma. »Hast du schon mal zusehen müssen, wie ein geliebter Mensch gestorben ist?«

»Ja«, bestätigte Jem.

Das war das Problem mit fast unsterblichen Personen, dachte Emma: Es kam nur selten vor, dass man eine wichtige Erfahrung im Leben machte, die ihnen neu war.

»Können wir uns kurz unterhalten?«, fragte sie abrupt. »Nur wir beide?«

»Ja, ich wollte ohnehin unter vier Augen mit dir reden.« Jem deutete auf eine kleine Anhöhe, die halb verdeckt hinter einer Reihe von Bäumen in der Ferne lag.

Nachdem Emma Cristina zugeflüstert hatte, dass sie mit Jem ein paar Worte wechseln würde – »Der Jem? Der wirklich uralte ehemalige Schattenjäger? Der, der mit einer Hexe verheiratet ist? *Wirklich?*« –, folgte Emma ihm zu der Stelle, wo er sich inmitten verwitterter Ruinen ins Gras gesetzt hatte.

Eine Weile saßen sie schweigend da, den Blick auf die Unvergänglichen Felder gerichtet. »Als du der Bruderschaft angehört hast ...«, setzte Emma abrupt an, »warst du da auch an Einäschierungen beteiligt?«

Jem sah sie an. Seine Augen wirkten sehr dunkel. »Ich habe bei der Errichtung der Scheiterhaufen geholfen«, erklärte er. »Ein kluger Mann hat mir mal gesagt, dass wir das Leben nicht verstehen können und deshalb erst gar nicht zu hoffen brauchen, den Tod zu verstehen. Ich habe viele geliebte Menschen verloren – und es wird nicht leichter. Genauso wenig wie das Betrachten von brennenden Scheiterhaufen.«

»*Staub und Schatten sind wir*«, zitierte Emma. »Vermutlich sind wir alle nur Asche.«

»Es war dazu gedacht, uns alle gleichzumachen«, sagte Jem. »Wir werden alle eingäschert. Unsere Asche dient zum Erhalt der Stadt der Stille.«

»Mit Ausnahme der Asche von Verbrechern«, sagte Emma.

Jem runzelte die Stirn. »Livia war ja nun gewiss keine Verbrecherin«, erwiderte er. »Und das Gleiche gilt für dich – es sei denn, du hast vor, ein Verbrechen zu begehen?«

Das habe ich bereits. Ich liebe meinen Parabatai, und das ist laut Gesetz ein Verbrechen. Der Wunsch, diesen Gedanken laut zu äußern, ihn jemandem zu beichten – vor allem Jem –, war wie ein starker Druck hinter den Augen. Emma räusperte sich hastig und fragte: »Hat dein *Parabatai* sich jemals von dir zurückgezogen? Als du mit ihm reden wolltest?«

»Trauernde tun die seltsamsten Dinge«, meinte Jem sanft. »Ich habe vorhin aus der Ferne zugesehen und beobachtet, wie Julian seinem Bruder auf den Scheiterhaufen nachgeklettert ist. Und ich weiß, wie sehr er diese Kinder immer geliebt hat. Nichts von dem, was er in diesen ersten und schlimmsten Tagen sagt oder tut, entspricht seinem wahren Charakter. Außerdem«, fügte er mit einem matten Lächeln hinzu, »ist das Dasein als *Parabatai* ziemlich kompliziert. Ich habe meinen *Parabatai* vor vielen Jahren mal ins Gesicht geschlagen.«

»Du hast *was* getan?«

»Ich habe ihm eine Ohrfeige verpasst.« Emmas Verwunderung schien Jem zu amüsieren. »Meinem eigenen *Parabatai*, den ich mehr als jeden anderen Menschen auf der Welt geliebt habe, von Tessa einmal abgesehen. Damals habe ich ihn so fest ins Gesicht geschlagen, dass sein Kopf zur Seite flog – weil mir sein Anblick das Herz brach. Also darf ich mir wohl kaum ein Urteil über andere erlauben.«

»Tessa!«, rief Emma. »Wo ist sie?«

Jem ballte die Hände, die neben ihm im Gras lagen, zu Fäusten. »Du weißt doch von der Erkrankung der Hexenwesen, oder?«

Emma erinnerte sich daran, dass sie von Magnus' geschwächtem Zustand gehört hatte und davon, wie rasch seine magischen Kräfte erschöpft waren. Und von der Tatsache, dass dies nicht nur ihn, sondern auch viele andere Hexenwesen betraf.

»Ist Tessa krank?«, fragte sie.

»Nein, nicht mehr. Sie war krank, hat sich aber wieder erholt«, berichtete Jem.

»Bedeutet das, dass es allen Hexenwesen bald besser gehen wird?«

»Tessa ist die Einzige, die die Krankheit überwunden hat. Sie nimmt an, dass das Schattenjägerblut in ihren Adern sie schützt. Aber inzwischen sind viele weitere Hexenwesen erkrankt – vor allem jene mit einem hohen Alter, die häufiger Magie eingesetzt haben, mächtige Magie.«

»Wie Magnus«, flüsterte Emma. »Wie viel weiß Tessa über diese Krankheit? Was hat sie herausgefunden?«

»Tessa glaubt, dass die Krankheit möglicherweise mit den Zaubersformeln zusammenhängt, die Malcolm Fade bei Annabels Totenbeschwörung eingesetzt hat«, sagte Jem. »Er hat die Kraft der Ley-Linien für seine Nekromantie genutzt. Und wenn die Linien von dieser Schwarzen Magie verseucht sind, wird das Gift möglicherweise auf jedes Hexenwesen übertragen, das sie nutzt.«

»Können sie denn nicht einfach auf die Nutzung der Ley-Linien verzichten?«

»Den Hexenwesen stehen nur wenige Kraftquellen zur Verfügung, und die Ley-Linien zählen zu den Quellen, die am leichtesten erreichbar sind«, erklärte Jem. »Inzwischen haben viele Hexenwesen deren Nutzung eingestellt, doch das bedeutet, dass sie ihre eigenen Kräfte sehr schnell erschöpfen, was auch nicht besonders gesund ist.« Er schenkte ihr ein wenig überzeugendes Lächeln. »Tessa wird das Problem lösen«, sagte er. »Sie hat Kit gefunden; sie wird auch eine Lösung für die Erkrankung finden.«

Jem ließ den Kopf hängen. Da er seine Haare kurz trug, konnte Emma auf seinen Wangen die Narben der ehemaligen Runen der Stille sehen, die alle Mitglieder der Bruderschaft kennzeichneten.

»Eigentlich wollte ich mit dir über Kit reden«, sagte er. »Das ist einer der Gründe für meine Anwesenheit.«

»Tatsächlich? Du bist wegen Kit hier? Soweit ich weiß, geht es ihm einigermäßen gut. Aber er ist traurig, wie wir alle.«

»Kit ist nicht einfach nur ein Mitglied der Familie Herondale«, erläuterte Jem. »Die Herondales liegen mir sehr am Herzen, ge-

nau wie die Carstairs und Blackthorns. Als Tessa und ich von Kits Abstammung erfahren haben, haben wir sofort gewusst, dass der Junge in Gefahr schwebt. Wir haben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihn zu finden, aber Johnny Rook hatte ihn gut versteckt.«

»Seine Abstammung? Johnny Rook war ein Betrüger, und Kit hat erzählt, dass seine Mutter ein Showgirl in Vegas war.«

»Johnny *war tatsächlich ein Betrüger*. Aber in seiner Familie floss auch Schattenjägerblut – aus einer Zeit, die wahrscheinlich viele Jahrhunderte zurückliegt. Doch das ist nicht das Besondere an Kit. Ihn zeichnet das Erbe seiner Mutter aus.« Jem zögerte. »Kits Familie mütterlicherseits ist viele Generationen lang von Feenwesen gejagt worden. Der König des Dunklen Volkes will die gesamte Familie vernichten, und Kit ist der Letzte in dieser Stammlinie.«

Emma ließ sich seitlich ins Gras sinken. »Nicht noch mehr Feenwesen«, stöhnte sie.

Jem lächelte, musterte sie aber betrübt. »Kits Mutter wurde von einem der Reiter des Mannan getötet«, sagte er. »Fal. Ich glaube, du hast ihn gekannt.«

»Nicht nur gekannt, sondern auch getötet«, erwiderte Emma und setzte sich wieder auf. »Worüber ich jetzt sehr froh bin. Er hat Kits Mom getötet? Das ist schrecklich.«

»Ich kann dir nicht so viel verraten, wie ich gern würde«, sagte Jem. »Noch nicht. Aber du musst wissen, dass durch Kits Adern Feenblut strömt. Deswegen haben sie Jagd auf seine Mutter und deren Vater und so weiter gemacht, viele Generationen lang. Kit lebt nur deshalb noch, weil seine Mutter große Mühen darauf verwendet hat, seine Existenz zu verbergen und jede Verbindung zu ihr zu kaschieren. Als sie starb, hat der König des Dunklen Volkes zunächst angenommen, dass diese Ahnenreihe mit ihr geendet ist.«

»Aber das glaubt er jetzt nicht mehr?«, fragte Emma.

»Wir fürchten, dass er von Kits Existenz erfahren hat«, räumte Jem ein. »Tessa und ich haben Kit bei euch im Institut gelassen, weil die Hexenwesen-Krankheit bereits ausgebrochen war

und wir nicht wussten, ob sie möglicherweise auch auf Menschen übertragen wird. Außerdem mussten wir zu Recherchezwecken ins Spirallabyrinth, wohin wir Kit nicht mitnehmen konnten. Natürlich wollten wir ihn irgendwann zurückholen, aber wir hatten ja keine Ahnung, dass der König des Dunklen Volkes euch die Reiter auf den Hals schicken würde. Leider wissen wir nicht, ob sie Kit erkannt haben. Er sieht seiner Mutter sehr ähnlich.«

»Tatsächlich?«, fragte Emma zweifelnd. Ihrer Ansicht nach sah Kit wie ein typischer Herondale aus. »Und, wirst du Kit jetzt mit zu Tessa nehmen? Wir würden ihn ungern verlieren, aber wenn es sein muss ...«

»Die Hexenwesen-Krankheit greift immer weiter um sich. Tessa und ich arbeiten Tag und Nacht im Spirallabyrinth, auf der Suche nach einem Heilmittel. Und da ist noch etwas anderes.« Er zögerte. »Tessa ist schwanger.«

»Ah! Herzlichen Glückwunsch!« Das war die erste gute Nachricht seit einer gefühlten Ewigkeit.

Jem lächelte – ein Lächeln, das den Eindruck erweckte, als würde er von innen heraus strahlen. Emma wusste, dass er lange Zeit allein gewesen war und nicht damit gerechnet hatte, jemals eine eigene Familie zu haben. Aber die Tatsache, dass er jetzt verheiratet war und bald Vater werden würde – jene ganz normale Art von Wunder, das ein ganz normales Leben ausmachte –, musste für ihn etwas absolut Außergewöhnliches darstellen.

»Ja, es ist wundervoll«, sagte er und legte dann seine Hand auf ihre. »Ich vertraue dir, Emma. Ich wollte dich nur bitten, ein wachsames Auge auf Kit zu haben und nach allem Ausschau zu halten, was dir irgendwie verdächtig erscheint. Wenn du beispielsweise irgendwelche Anzeichen entdeckst, dass jemand nach dem Jungen sucht, informiere mich bitte sofort. Ich werde dann unverzüglich zu euch kommen.«

»Soll ich dir eine Flammenbotschaft schicken?«, fragte Emma, deren Freude über das Baby bereits wieder verblasste.

»Manchmal ist es nicht möglich, eine Flammenbotschaft zu schicken. Aber es gibt andere, leichtere Wege zur Kontaktauf-

nahme.« Jem drückte ihr etwas in die Hand: einen schlichten Silberring mit einem kristallklaren Stein. »Das ist nur Glas«, erklärte er. »Aber wenn du das Glas zertrümmerst, wird Tessa umgehend Bescheid wissen: Sie trägt das Gegenstück dazu.«

Emma schob den Ring auf ihren Finger. Ihre Gedanken wanderten zu Kit, der bei der Bestattung treu an Tys Seite gestanden hatte. Sie dachte an seine hellen Locken, blauen Augen und androgynen Gesichtszüge. Hätte sie von selbst darauf kommen müssen, dass in seinen Adern Feenblut kursierte? Nein. Er besaß keine Ähnlichkeit mit Mark. Kit sah einfach nur wie ein Herondale aus. Als ob er nichts anderes wäre. »Du kannst mir vertrauen«, sagte sie. »Ich werde auf Kit aufpassen. Kann ich sonst noch etwas tun, vielleicht wegen der Ley-Linien?«

»Es wäre sehr hilfreich, wenn ein Schattenjäger den Hauptort von Malcolms Magie in Los Angeles überprüft«, sagte Jem. »Und wenn du wieder zu Hause bist, setz dich bitte mit Catarina Loss in Verbindung. Vielleicht kann sie ja deine Hilfe gebrauchen.«

»Mach ich«, versprach Emma. »Vermutlich ist es nicht schlecht, dass ich jetzt eine Aufgabe habe. Livvy ist tot ... Jace und Clary sind zu einem Einsatz aufgebrochen und nicht erreichbar ... und Horace Dearborn ist der neue Inquisitor. Im Moment scheint alle Hoffnung verloren zu sein.«

»Es gibt immer Grund zur Hoffnung«, erwiderte Jem. »In meiner Jugend war es den Nephilim noch erlaubt, Trophäen zu erbeuten. Jeder Schattenjäger konnte den Besitz eines jeden Schattenweltlers konfiszieren. Damals habe ich einen Mann gekannt, der die Köpfe getöteter Schattenwesen in seinem Institut aufbewahrte.«

Emma stieß einen angewiderten Laut aus.

»Diese giftigen Strömungen hat es schon immer gegeben, selbst im Herzen des Rats. Aber die Zahl der Nephilim, die wissen, dass die Schattenweltler unsere Brüder und Schwestern sind, ist sehr viel größer. Wir sind alle Kinder des Engels.« Jem seufzte. »Es tut mir leid, dass ich nicht länger bleiben kann. Aber wenn du mich brauchst, zertrümmere einfach den Ring. Ich werde dann sofort zu dir kommen, ganz gleich, wie weit ich auch entfernt

sein mag.« Er schlang einen Arm um ihre Schultern und drückte sie einen Moment fest an sich. »Pass gut auf dich auf, *mèi mei*.«

»Was bedeutet das?«, fragte Emma. Doch er war bereits verschwunden – so schnell, wie er gekommen war.

Kit beobachtete den aufsteigenden Rauch in der Ferne; er stand am Fenster des Zimmers, das er sich mit Ty teilte.

Zumindest nahm er an, dass er sich den Raum mit Ty teilte – seine Reisetasche lag in einer Ecke, und niemand hatte ihn aufgefordert, in einem anderen Zimmer zu übernachten. Am Morgen hatte er sich im Bad angezogen und dann beim Verlassen des Raums Ty vorgefunden, der gerade ein T-Shirt überstreifte. Seine Runenmale wirkten ungewöhnlich schwarz, wahrscheinlich weil seine Haut so blass war. Ty hatte so zerbrechlich ausgesehen, dass Kit den Blick von seinen feinen Schulterblättern und der dünnen Wirbelsäule abwenden musste. Wie konnte es sein, dass der Junge so schwächling wirkte und dennoch stark genug war, um gegen Dämonen zu kämpfen?

Doch jetzt war Ty im Erdgeschoss, zusammen mit dem Rest seiner Familie. Nach einem Trauerfall wurde in der Regel ausgiebig gekocht – und Schattenjäger bildeten dabei keine Ausnahme. Vermutlich bereitete gerade jemand einen Auflauf zu. Einen Dämonenauflauf. Kit lehnte den Kopf gegen die kühle Fensterscheibe.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der er einfach hätte fliehen können, überlegte er. Er hätte weglaufen, die Schattenjäger hinter sich zurücklassen, sich selbst im Untergrund des Schattenmarkts verlieren können. Er hätte genau wie sein Vater leben können, der keiner Welt angehört, sondern zwischen ihnen existiert hatte.

In der Reflexion der Glasscheibe sah Kit, wie die Tür aufging und Ty das Zimmer betrat. Er trug noch immer seine Trauerkleidung, hatte aber wenigstens die Jacke abgelegt. Als Kit ihn in seinem langärmeligen T-Shirt sah, wusste er, dass es für eine Flucht zu spät war, weil ihm etwas an diesen Menschen lag, vor allem an Ty.

»Ich bin froh, dass du hier bist.« Ty setzte sich aufs Bett und löste die Schnürsenkel seiner Schuhe. »Ich wollte mit dir reden.«

Die Tür stand noch einen Spalt auf, und Kit konnte Stimmen aus der Küche im Erdgeschoss hören. Helen, Dru, Emma, Julian. Diana war nach Hause gegangen. Offenbar wohnte sie über einer Waffenhandlung oder etwas Ähnlichem. Sie war aufgebrochen, um ein Werkzeug zu holen, mit dem sie hoffte, die Holzsplitter aus Julians blutigen Händen entfernen zu können.

Tys Hände waren unversehrt, aber schließlich hatte er Handschuhe getragen. Kit hatte Julians Hände gesehen, als er sie über dem Waschbecken unter fließendem Wasser abgespült hatte: Sie hatten ausgesehen, als hätten sich Granatsplitter in seine Haut gebohrt. Emma hatte mit besorgter Miene danebengestanden, aber Julian hatte verkündet, dass er keine *Iratze* wollte, weil sich dadurch nur die Haut über den eingeschlossenen Holzsplittern schließen würde. Dabei hatte seine Stimme so tonlos geklungen, dass Kit sie kaum wiedererkannt hatte.

»Ich weiß, wie sich das jetzt anhören wird«, sagte Kit nun und lehnte den Rücken gegen das kühle Glas. Ty saß vornübergebeugt, und Kit sah, dass an seinem Hals irgendetwas Goldenes schimmerte. »Aber du reagierst nicht so, wie ich gedacht habe.«

Ty zog seine Schuhe aus und kickte sie in eine Ecke. »Weil ich auf den Scheiterhaufen geklettert bin?«

»Nein. Ehrlich gesagt, war das sogar ziemlich erwartungsgemäß«, erwiderte Kit. »Ich meine ...«

»Ich bin da raufgeklettert, um das hier zu holen«, sagte Ty und legte eine Hand an seine Kehle.

Kit erkannte die Goldkette mit der dünnen Metallscheibe wieder: Livvys Medaillon, bei dem er ihr in London geholfen hatte. Auf der Vorderseite prangte das Familienwappen der Blackthorns: ein kunstvoll verwobenes Dornenmuster. Aber Livvy hatte ihm erzählt, dass Julian die Rückseite mit zwei gekreuzten Säbeln versehen hatte, Livvys Lieblingswaffe. Kit erinnerte sich noch ganz genau daran, wie er die Kette, die sich in ihren Haaren verfangen hatte, vorsichtig gelöst hatte. Und an ihren Orangenblütenduft.

Ein überwältigendes Gefühl der Trauer traf ihn wie ein Schlag in den Magen.

»Livvys Kette«, sagte er. »Vermutlich ergibt das durchaus einen Sinn. Ich habe nur gedacht, dass du ...«

»Dass ich weinen würde?« Ty wirkte nicht verärgert, aber der eindringliche Ausdruck in seinen grauen Augen hatte sich verstärkt. Er hielt das Medaillon noch immer fest in der Hand. »Von allen wird erwartet, dass sie traurig sind. Aber das liegt nur daran, dass sie Livvys Tod akzeptieren. Doch das gilt nicht für mich: Ich akzeptiere nicht, dass sie tot ist.«

»Was?«

»Ich werde sie wiedererwecken«, verkündete Ty.

Kit ließ sich auf die niedrige Fensterbank sinken. »Und wie willst du das anstellen?«

Ty gab das Medaillon frei und holte sein Smartphone aus der Hosentasche. »Diese Fotos waren auf Julians Handy. Er hat sie geschossen, als er mit Annabel in der Bibliothek war. Es handelt sich um Aufnahmen aus dem Schwarzen Buch der Toten«, erklärte er.

»Seit wann hast du die?« Kit wusste, dass das Versenden von SMS oder Fotos in Idris nicht funktionierte. »Weiß Julian davon?«

»Ich hatte sein Handy so eingerichtet, dass es meines für Backups nutzt – was ihm vermutlich nicht klar gewesen ist. Und als ich dann diese Fotos in London gesehen habe ...« Ty warf Kit einen besorgten Blick zu. »Du wirst ihm doch nicht davon erzählen, oder?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Hast du Lust, dich zu mir zu setzen und sie dir anzusehen?«

Am liebsten hätte Kit Nein gesagt, aber er brachte es nicht übers Herz. Eigentlich wollte er nicht, dass diese Geschichte ihren Lauf nahm, aber die Räder hatten sich bereits in Bewegung gesetzt. Als er sich neben Ty auf dem Bett niederließ, sank die Matratze ein und er stieß versehentlich gegen Tys Ellbogen. Die Haut des anderen Jungen fühlte sich heiß an, selbst durch das langärmelige T-Shirt hindurch, als hätte er Fieber.

Kit war nie der Gedanke gekommen, dass Ty je lügen oder

sich irren könnte, und das schien auch jetzt nicht der Fall zu sein. Nach fünfzehn Jahren mit Johnny Rook wusste Kit ziemlich genau, wie Bücher zum Thema Schwarze Magie aussahen – und dieses hier wirkte besonders übel. Hastig niedergekritzelte Zauberformeln bedeckten jede Seite, begleitet von gruseligen Skizzen, die aus Gräbern hervorkriechende Leichen, schreiende Gesichter und verkohlte Skelette zeigten.

Aber Ty schien die Fotos nicht unheimlich zu finden – er betrachtete sie, als wären sie der Heilige Gral. »Das hier ist das mächtigste Totenbeschwörungsbuch, das je existiert hat«, sagte er. »Deshalb spielt es auch keine Rolle, dass man Livvy eingäschert hat. Mit Zauberformeln wie diesen hier kann sie jederzeit wiedererweckt werden, ganz gleich, was mit ihr passiert ist oder wie lange sie schon ...« Er verstummte und holte gequält Luft. »Aber ich will nicht länger warten. Sobald wir wieder in Los Angeles sind, möchte ich mit den Vorbereitungen beginnen.«

»Hat Malcolm nicht zahlreiche Leute getötet, um Annabel wieder zum Leben zu erwecken?«, fragte Kit.

»Ein Zusammentreffen von Ereignissen, aber kein Zusammenhang, Watson«, erwiderte Ty. »Die einfachste Methode zur Anwendung von Nekromantie beruht auf Todesenergie – also im Grunde ein Leben für die Wiedererweckung eines anderen. Glücklicherweise gibt es noch andere Energiequellen. Denn ich würde niemals jemanden töten.« Er zog ein Gesicht, das vermutlich verächtlich wirken sollte, tatsächlich aber eher niedlich wirkte.

»Ich glaube nicht, dass Livvy gewollt hätte, dass du Totenbeschwörung betreibst«, wandte Kit ein.

Ty legte das Handy beiseite. »Und ich glaube nicht, dass Livvy gewollt hätte, dass sie jetzt tot ist.«

Seine Worte trafen Kit wie ein Schlag gegen die Brust, doch bevor er etwas erwidern konnte, ertönten laute Stimmen aus dem Erdgeschoss. Gemeinsam liefen sie zum Treppenabsatz – Ty in Socken – und schauten zur Küche hinunter.

Zara Dearborns spanischer Freund Manuel stand dort. Er trug die Uniform eines Garnisonsoffiziers und grinste affektiert. Kit

beugte sich weiter vor, um herauszufinden, mit wem er redete. Sein Blick fiel auf Julian, der mit ausdrucksloser Miene am Küchentisch lehnte. Die anderen hatten sich über die Küche verteilt: Emma wirkte fuchsteufelwild, und Cristina hatte ihr eine Hand auf den Arm gelegt, als wollte sie Emma zurückhalten.

»Ist das dein Ernst?«, fragte Helen aufgebracht. »Du konntest nicht mal einen Tag bis nach der Bestattung unserer Schwester warten, bevor du Emma und Julian in die Garnison schleifst?«

Manuel zuckte die Achseln, vollkommen gleichgültig gegenüber ihrem Einwand. »Es muss nun mal sofort sein«, erwiderte er. »Die Konsulin besteht darauf.«

»Was ist hier los?«, fragte Aline. »Du redest von meiner Mutter, Manuel. Sie würde niemanden ohne triftigen Grund einfach so zu sich zitieren.«

»Es geht um das Engelsschwert. Reicht das als Grund?«, entgegnete Manuel.

Ty zupfte an Kits Ärmel und zog ihn von der Treppe weg. Während sie durch den Flur liefen, wurden die immer noch aufgebrauchten Stimmen aus der Küche leiser.

»Denkst du, dass sie zur Garnison gehen werden?«, fragte Kit.

»Emma und Jules? Sie haben keine andere Wahl. Die Konsulin hat sie aufgefordert, zu ihr zu kommen«, sagte Ty. »Aber da *sie* die beiden sprechen will und nicht der Inquisitor, dürfte es kein allzu großes Problem sein.« Er beugte sich zu Kit vor, der mit dem Rücken an der Wand lehnte. Ty roch nach Lagerfeuer. »Ich kann das auch ohne dich durchziehen. Livvy wiedererwecken, meine ich«, sagte er. »Aber das möchte ich nicht. Sherlock unternimmt nichts ohne Watson.«

»Hast du sonst irgendjemandem davon erzählt?«

»Nein.« Ty zog die Ärmel seines T-Shirts über die Hände und nestelte am Stoff herum. »Ich weiß, dass das Ganze ein Geheimnis bleiben muss. Den meisten Leuten würde es nicht gefallen. Aber wenn Livvy wieder zurück ist, werden sich alle freuen und sich nicht mehr um das Wie kümmern.«

»Lieber später um Verzeihung bitten als jetzt um Erlaubnis fragen«, murmelte Kit benommen.

»Genau.« Wie üblich sah Ty Kit nicht direkt an, aber seine Augen leuchteten hoffnungsvoll; im dämmrigen Licht des Flurs wirkte ihr Grauton so hell wie Tränen. Kit dachte daran, dass Ty nach Livvys Tod den ganzen Tag und die halbe Nacht geschlafen und Kit in seinem Zimmer gegessen hatte, voller Sorge darüber, was passieren würde, wenn der andere Junge aufwachte.

Alle hatten sich vor diesem Moment gefürchtet. Ty würde zusammenbrechen, hatten sie gedacht. Kit erinnerte sich daran, wie Julian an Tys Bett gestanden, ihm über die Haare gestrichen und gebetet hatte. Kit hatte nicht mal gewusst, dass Schattenjäger beteten, aber Julian hatte definitiv ein Gebet gemurmelt. Ty würde in einer Welt ohne seine Zwillingsschwester in sich zusammenbrechen, hatten alle gedacht; er würde zu Asche zerfallen, genau wie Livvys Leichnam.

Doch jetzt stand er hier und bat Kit um Hilfe – er wollte seine Schwester nicht ohne Kit zurückholen. Aber was wäre, wenn Kit Nein sagte und Ty unter dem Druck, sie allein wiederzuerwecken, zusammenbrach? Was wäre, wenn Kit ihm die letzte Hoffnung nahm und er deshalb zusammenbrach?

»Du brauchst meine Hilfe?«, fragte Kit gedehnt.

»Ja.«

»Wenn das so ist ...«, setzte Kit an, obwohl er wusste, dass er damit einen riesigen Fehler beging, »werde ich dir helfen.«

In der Scholomance war es immer kalt, selbst im Sommer. Die Ausbildungsstätte für Zenturionen war in eine Bergflanke gemeißelt worden, mit hohen Fenstern entlang des gesamten Gebäudes. Diese lieferten Licht, genau wie die Elbenlichtleuchter in fast jedem Raum, aber keine Wärme. Die eisige Kälte des Sees am Fuß des Bergs, der im Mondlicht tiefschwarz schimmerte, schien in das Mauerwerk gesickert zu sein und von dort aus abzustrahlen – weshalb Diego Rocio Rosales selbst jetzt, Anfang September, einen dicken Pullover und einen langen Mantel trug.

Staubige Wandleuchter ließen seinen Schatten lang und dünn erscheinen, während er durch den Korridor zur Bibliothek hastete. Seiner Ansicht nach bedurfte die Scholomance dringend

einer Renovierung. Als sein Bruder Jaime ihn einmal – ein einziges Mal – hier besucht hatte, hatte er gemeint, die Schule sähe so aus, als hätte Dracula persönlich die Inneneinrichtung ausgesucht. Und damit hatte Jaime leider recht. Überall hingen eiserne Kronleuchter (die Kieran zum Niesen brachten) sowie bronzene Wandleuchten in Drachengestalt, mit uralten Elbensteinen. Gewaltige, bedrohliche Steinengel flankierten die massiven, offenen Kamine. Und die gemeinsamen Mahlzeiten wurden an einem langen Holztisch eingenommen, der Platz für die gesamte Bevölkerung Belgiens geboten hätte. Aber im Moment befanden sich nur knapp zwanzig Personen in der Schule. Die meisten Tutoren und Schüler waren entweder zu Hause oder in Idris.

Ein Umstand, der es Diego erleichterte, einen Elbenprinzen auf dem Gelände zu verstecken. Die Vorstellung, Kieran an der Scholomance zu verbergen, hatte ihm Kopfschmerzen bereitet; er war schon zu besten Zeiten kein guter Lügner und seine »Beziehung« zu Zara hatte ihn bereits viele Nerven gekostet. Aber Cristina hatte ihn um Hilfe gebeten, und für sie würde er alles tun.

Die Bibliothek befand sich am Ende des langen Korridors. Vor vielen Jahren hatte einmal das Wort *Biblioteca* die Tür in goldenen Lettern geziert. Doch jetzt waren nur noch die Umrisse zu erkennen, und die Scharniere quietschten wie verängstigte Mäuse, als Diego die Tür aufdrückte.

Bei seinem ersten Besuch der Bibliothek hatte er das Ganze für einen Scherz gehalten: ein riesiger Raum im obersten Stockwerk der Scholomance, mit einem wuchtigen Glasdach. Während der vielen Jahre, in der die Ausbildungsstätte verlassen dagelegen hatte, hatten mächtige Bäume in der Erde darunter Wurzeln geschlagen. Laut Kieran schienen sie die Stärke von Elbeneichen zu besitzen. Da niemand die Zeit oder finanziellen Mittel für eine Beseitigung der Bäume besaß, hatte man sie einfach stehen gelassen, umgeben vom Staub zerbrochener Steine. Ihre Wurzeln hatten den Boden aufgebrochen und wanden sich zwischen den Reihen und Stühlen hindurch. Und die Äste bildeten ein Dach über den Bücherregalen und sprenkelten die Sitze und den Boden mit herabgefallenen Blättern.

Manchmal fragte Diego sich, ob Kieran die Bibliothek deshalb gefiel, weil sie ihn an einen Wald erinnerte. Zumindest verbrachte er einen Großteil seiner Zeit auf einer der Fensterbänke und las mit finsterner Miene sämtliche Werke in der Abteilung »Feenwesen«. Neben sich hatte er einen Stapel mit Büchern errichtet, die er für zutreffend hielt – aber dieser Stapel war sehr klein.

Als Diego den Raum betrat, hob Kieran den Kopf. Seine Haare schimmerten blauschwarz – die Farbe des Sees auf der anderen Seite des hohen Fensters. Er hatte zwei Bücher auf seinen Stapel gelegt und las in einem dritten: *Paarungsverhalten bei Nachtelben*.

»Ich kenne niemanden im Feenreich, der mit einer Ziege verheiratet ist«, verkündete er gereizt. »Weder am Hof des Lichten Volkes noch am Hof des Dunklen Volkes.«

»Nimm es nicht persönlich«, sagte Diego, zog einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber. In der Fensterscheibe konnte er sein und Kierans Spiegelbild sehen. Dessen knochige Handgelenke ragten aus den Ärmeln der geliehenen Zenturionuniform heraus. Da Diegos Sachen ihm viel zu groß gewesen waren, hatte Rayan Maduabuchi angeboten, Kieran mit Kleidung auszuhelfen. Es schien ihm nichts auszumachen, dass Diego einen Elben in seinem Zimmer versteckte; andererseits schien nichts und niemand Rayan aus der Ruhe bringen zu können. Dagegen zuckte Divya, Diegos zweite gute Freundin an der Scholomance, jedes Mal nervös zusammen, wenn irgendjemand erwähnte, dass er in die Bibliothek gehen wollte – trotz Kierans fast schon unheimlicher Fähigkeit, sich geschickt zu verstecken.

Divya und Rayan waren die einzigen Menschen, denen Diego von Kieran erzählt hatte, hauptsächlich deshalb, weil sie im Moment die einzigen Personen an der Scholomance waren, denen er vertraute. Zurzeit wohnte nur ein einziger Tutor im Internat – Professor Gladstone, der sich anlässlich der Bestattung des Inquisitors gerade in Idris aufhielt. Zwar hatte es einmal eine Zeit gegeben, in der Diego sich ohne Bedenken einem Tutor anvertraut hätte, doch diese Zeiten waren längst vorbei.

»Hast du irgendetwas aus Idris gehört?«, fragte Kieran und blickte wieder in sein Buch.

»Du meinst von Mark«, sagte Diego. »Nein, nichts. Ich zähle nicht unbedingt zu seinen Lieblingsfreunden.«

Kieran schaute auf. »Bist du denn irgendjemandes Lieblingsfreund?« Irgendwie war es ihm gelungen, die Frage so zu stellen, dass sie nicht wie eine Beleidigung, sondern wie aufrichtiges Interesse klang.

Diego, der sich manchmal die gleiche Frage stellte, erwiderte nichts darauf.

»Ich dachte, du hättest vielleicht etwas von Cristina gehört.« Kieran legte einen Finger auf die zuletzt gelesene Seite, bevor er das Buch zuklappte. »Ob mit ihr alles in Ordnung ist und mit Mark ... Ich dachte, heute war die Bestattung.«

»Stimmt«, bestätigte Diego. Auch er hatte angenommen, vielleicht von Cristina zu hören; er wusste, wie sehr sie Livia Blackthorn gemocht hatte. »Aber Bestattungen bedeuten für uns eine hektische Zeit. Auf die Trauernden warten zahlreiche Zeremonien und viele Leute, die zu Besuch kommen und ihr Beileid aussprechen. Vielleicht ist Cristina einfach nicht dazu gekommen.«

Kieran zog eine gequälte Miene. »Das klingt so, als wäre das Ganze ziemlich lästig. Wir im Feenreich wissen, dass man die Trauernden nicht stören sollte.«

»Ja, einerseits ist es lästig, aber dann auch wieder nicht«, erwiderte Diego. Er dachte an den Tod seines Großvaters und daran, wie im ganzen Haus *velas* gebrannt und die Räume mit ihrem wunderschönen Licht erfüllt hatten. An die Besucher, die Speisen und Trank mitgebracht hatten, und daran, wie sie alle zusammengesessen und auf seinen *abuelo* angestoßen hatten. In Gedanken sah er wieder die vielen Ringelblumen, roch den Zimtduft des *atole* und hörte das Lachen, als jeder von seinen schönsten Erinnerungen an den Großvater erzählte.

Die Vorstellung, allein zu trauern, erschien ihm kalt und einsam. Aber die Feenwesen waren schließlich anders als Menschen.

Kieran musterte ihn eindringlich, als hätte er etwas in Diegos Gesichtsausdruck gesehen. »Besteht für mich irgendein Plan?«,

fragte er. »Wohin ich geschickt werden soll, wenn ich mich nicht länger hier verbergen kann?«

»Ich hatte gedacht, du würdest vielleicht nach Los Angeles zurückkehren wollen«, antwortete Diego überrascht.

Kieran schüttelte den Kopf. Ein paar seiner Strähnen hatten eine weiße Tönung angenommen; seine Haare schienen ihre Farbe mit seiner wechselnden Stimmung zu ändern. »Nein. Ich werde nicht an einen Ort zurückkehren, wo sich Mark befindet.«

Diego schwieg; er hatte keine weiteren Pläne geschmiedet. Cristina hatte ihn gebeten, Kieran hier zu verstecken, aber nicht gesagt, für wie lange. Er hatte ihr diesen Gefallen getan, weil er in ihrer Schuld stand – vor seinem inneren Auge sah er wieder den gekränkten Ausdruck auf Cristinas Gesicht, als sie Zara zum ersten Mal begegnet war.

Das war alles seine Schuld. Er hatte Cristina nicht von Zara erzählt, weil er inständig gehofft hatte, dass vorher irgendetwas passieren würde, das ihn von seiner Verlobung entband. Die Dearborns hatten auf dem Ehevertrag bestanden. Sie hatten damit gedroht, das Geheimnis der Familie Rocio Rosales zu enthüllen, wenn Diego seine Loyalität nicht unter Beweis stellte und auch seine Behauptung, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Die Wahrheit, als er verkündet hatte, er wisse nicht, wo sein Bruder sich befand oder das wertvolle Objekt, das Jaime an sich genommen hatte.

Dabei war es nie darum gegangen, ob er Zara liebte oder sie ihn. Sie schien sich hauptsächlich mit der Tatsache schmücken zu wollen, mit dem Sohn einer bedeutenden Familie verlobt zu sein. Aber in ihr regte sich nicht die geringste Leidenschaft für ihn – lediglich für die schrecklichen Pläne, die ihr Vater schmiedete.

Plötzlich sah Kieran ihn mit großen Augen an. »Was ist das?«

Das war ein helles Licht, wie ein Irrlicht, über Diegos Schulter. Eine Flammenbotschaft. Er fing sie aus der Luft, woraufhin sich das Papier in seiner Hand entrollte. Diego erkannte die Handschrift sofort. »Cristina«, sagte er. »Das ist eine Nachricht von Cristina.«

Kieran setzte sich so ruckartig auf, dass das Buch von seinem

Schoß und auf den Boden fiel. »Cristina? Was schreibt sie? Geht es ihr gut?«

Merkwürdig, dachte Diego; er hätte angenommen, dass Kieran sich nach *Marks* Wohlergehen erkundigen würde. Doch als er die Zeilen überflog, wurde der Gedanke sofort in den Hintergrund gedrängt.

Diego hatte das Gefühl, als hätte man ihm einen Tritt in den Magen versetzt. Erschüttert reichte er Kieran die Flammenbotschaft und beobachtete, wie der Elbenprinz beim Lesen der Mitteilung, dass die Nephilim Horace Dearborn zum neuen Inquisitor ernannt hatten, aschfahl wurde.

»Das ist ein Schlag ins Gesicht der Blackthorns«, sagte Kieran mit zitternden Händen. »Sie werden untröstlich sein, genau wie Cristina. Und Dearborn ist ein gefährlicher Mann. Ein extrem gefährlicher Mann.« Er blickte zu Diego hoch; seine Augen schimmerten nachtschwarz und sturmgrau. »Was können wir tun?«

»Es ist wohl offensichtlich, dass ich nichts über den Umgang mit Menschen weiß«, erwiderte Diego. Dabei dachte er an Zara, an Jaime, an all die Lügen, die er erzählt und mit denen er nichts von dem, was er angestrebt hatte, erreicht hatte. Stattdessen hatten sie alles nur noch schlimmer gemacht. »Mich sollte wirklich niemand fragen, wie man irgendein Problem lösen kann.«

Als er sein Gesicht in die Hände sinken ließ, warf Kieran ihm einen erstaunten Blick zu.

»Ich weiß, dass diese Worte zum jetzigen Zeitpunkt hohl klingen müssen«, setzte Jia an, »aber das mit Livvy tut mir wirklich sehr leid.«

»Du hast recht«, sagte Julian. »Sie klingen hohl.«

Es hatte den Anschein, als hätte die Trauer Julian in ein Eisbad getaucht, dachte Emma. Alles an ihm wirkte kalt: seine Augen, seine Miene, sein Tonfall. Sie versuchte, sich an den jungen Mann zu erinnern, der sich in der Nacht zuvor mit solcher Leidenschaft an sie geklammert hatte – aber dieser Junge schien Tausende Meilen entfernt.

Im Schein der späten Nachmittagssonne schimmerten die Dämonentürme wie eine Reihe zerklüfteter Diamanten über Alicante. Emma sah sich im Raum um und erinnerte sich an ihren letzten Besuch. Damals war sie zwölf und von der eleganten Einrichtung mit den dicken Teppichen und dem glänzenden Mahagonitisch beeindruckt gewesen. Jetzt saßen Julian, Diana und sie in Ohrensesseln vor Jias Schreibtisch. Diana musterte die Konsulin fuchsteufelwild; Julians Miene blieb ausdruckslos.

»Diese Kinder sind erschöpft und brauchen Zeit zum Trauern«, sagte Diana. »Ich respektiere deine Entscheidung, Jia, aber muss es wirklich heute sein?«

»Ja, muss es«, erwiderte Jia, »denn Horace Dearborn will Helen und Mark verhören und jeden anderen Schattenweltler oder Halb-Schattenweltler in Alicante. Magnus und Alec packen bereits ihre Koffer, um die Stadt noch heute Abend zu verlassen. Da Evelyn Highsmith inzwischen zum Londoner Institut zurückgekehrt ist, können sie sich nach Hause, nach New York teleportieren.« Jia drückte ihre Finger gegen die Schläfen. »Ich habe mir gedacht, dass ihr vielleicht auch Helens und Marks Abreise veranlassen wollt.«

»Dearborn will *was*?« Empört setzte Emma sich kerzengerade auf. »Das kannst du nicht zulassen.«

»Ich habe keine andere Wahl. Er ist mit einer Mehrheit gewählt worden.« Jia runzelte die Stirn. »Das Verhören von Personen zählt zu den Aufgaben des Inquisitors. Die Entscheidung liegt in seinem Ermessenspielraum.«

»Horace Dearborn kennt keinen Spielraum«, entgegnete Diana.

»Und genau deshalb gebe ich euch vorher Bescheid«, sagte Jia. »Ich schlage vor, dass Helen und Mark – und Aline, da sie Helen nicht allein lassen will – heute Abend zum Institut in Los Angeles teleportiert werden.«

Einen Moment lang herrschte Stille im Raum. »Du bietest an, Helen nach Los Angeles zu schicken? Und nicht auf die Wrangelinsel?«, fragte Julian schließlich.

»Ich schlage vor, dass Helen und Aline vorübergehend das Los-Angeles-Institut leiten«, sagte Jia, woraufhin Emma sie mit offenem Mund anstarrte. »Als Konsulin liegt das in *meinem* Ermessensspielraum, und ich denke, dass ich das jetzt, während Dearborn abgelenkt ist, auch durchsetzen kann.«

»Willst du damit sagen, dass wir *alle* nach Los Angeles zurückkehren sollten?«, fragte Emma. »Und Helen und Aline können uns begleiten? Das ist fantastisch, einfach ...«

»Jia meint nicht uns alle«, unterbrach Julian sie. Seine Hände waren bandagiert. Er hatte die meisten Holzsplitter selbst entfernt, mit der Spitze eines scharfen Messers. Inzwischen war Blut durch den Verband gesickert, was er jedoch nicht zu registrieren schien. Als er seine Haut mit der Klinge aufgeschlitzt hatte, war Emma schon vom Zugucken schlecht geworden, aber Julian hatte nicht mit der Wimper gezuckt. »Sie meint damit, dass Diana, du und ich hier in Idris bleiben sollen.«

»Du warst schon immer sehr scharfsinnig, Julian«, bemerkte Jia – allerdings klang es nicht danach, als ob sie diese Eigenschaft besonders schätzen würde.

»Wenn Helen und Mark fort sind, wird er uns verhören«, sagte Julian. »Hab ich recht?«

»Kommt nicht infrage«, warf Diana scharf ein. »Sie sind doch noch Kinder.«

»Stimmt«, sagte Jia. »Und einer von ihnen hat das Engelschwert zertrümmert. Genau wie alle anderen will der Inquisitor unbedingt wissen, wie das passieren konnte. Cortana mag zwar ein legendäres Schwert sein, aber es ist und bleibt ein Schwert. Es hätte nicht in der Lage sein dürfen, Mellartach zu zerschmettern.«

»Er kann mich fragen, so viel er will, aber ich habe keine Ahnung, wieso es zerbrochen ist«, erwiderte Emma. »Ich habe gegen Annabel ausgeholt, weil sie versucht hat, mich zu töten. Es war reine Selbstverteidigung.«

»Die Leute haben schreckliche Angst. Und Angst ist nicht logisch«, sagte Jia. »Wir sollten dem Erzengel dafür danken, dass der Engelskelch und der Engelsspiegel nicht beeinträchtigt sind.«

Sie seufzte. »Das war der denkbar schlechteste Moment für das Zerbrechen des Engelsschwertes ... in Zeiten großer Unsicherheit und so kurz vor einem möglichen Krieg mit den Feenwesen. Und nachdem der König des Dunklen Volkes Annabel aus dem Sitzungssaal geholt hat. Versteht ihr denn nicht, dass die Ratsmitglieder nicht vergessen werden, dass ihr sie hierhergebracht habt?«

»Das war nur ich.« Julian wirkte kreidebleich um die Mundwinkel. »Emma hatte damit nichts zu tun.«

Emma spürte, wie sich ein Funken Erleichterung unter ihre Furcht mischte. *Er gibt mir noch immer Rückendeckung.*

Jia blickte auf ihre Hände. »Wenn ich euch alle heute Abend nach Hause schicken würde, gäbe es einen Aufstand. Aber wenn Dearborn euch befragen darf, werdet ihr nicht länger im Zentrum des öffentlichen Interesses stehen. Die Kohorte zweifelt an eurer Loyalität, hauptsächlich wegen Helen und Mark.«

Julian lachte freudlos. »Sie zweifeln unsere Treue wegen meiner Geschwister an? Und nicht, weil ich dieses Wesen ... weil ich Annabel in die Stadt gebracht habe? Und ihr versprochen habe, dass alles gut werden würde? Stattdessen zählt nur Marks und Helens Blut?«

»Für gewisse Leute zählt nur das Blut«, sagte Jia mit einem ungewöhnlich bitteren Ton in der Stimme. Sie fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich verlange doch gar nicht, dass ihr euch auf Dearborns Seite stellt. Weiß Gott nicht! Macht ihm einfach nur klar, dass auch ihr nur Opfer seid. Annabels Opfer. Alle, die nicht der Kohorte angehören, bringen euch im Moment wegen Livia sehr viel Sympathie entgegen – Dearborn wird sich nicht allzu sehr gegen die öffentliche Meinung stellen wollen.«

»Dann wird also von uns erwartet, dass wir dieses sinnlose Tänzchen aufführen?«, fragte Emma. »Wir lassen uns vom Inquisitor befragen, um den Schein zu wahren, und dann können wir nach Hause?«

Jia lächelte grimmig. »Jetzt verstehst du, wie Politik funktioniert.«

»Du hast kein Problem damit, Aline und Helen zu Leiterinnen des Los-Angeles-Instituts zu machen? Angesichts der Bedenken, die die Kohorte gegenüber Helen hat?«, fragte Diana.

»Nur Aline wird zur Institutsleiterin ernannt.« Julian musterte Jia unbewegt. »Die Tochter der Konsulin. Helen wird gar nichts leiten.«

»Richtig«, bestätigte Jia. »Und natürlich gefällt mir das auch nicht. Aber es ist möglicherweise eine einmalige Gelegenheit, sie auf Dauer von der Wrangelinsel zu holen. Aus diesem Grund bitte ich euch um eure Hilfe ... euch alle drei.«

»Wird man mich ebenfalls verheören?« In Dianas Stimme schwang starke Anspannung mit.

»Nein«, sagte Jia. »Aber ich bräuchte deine Hilfe. So wie damals, als du mir mit den Akten geholfen hast.«

»Akten?«, wiederholte Emma. »Wie können Akten jetzt überhaupt eine Rolle spielen?«

Doch Diana machte den Eindruck, als hätte Jia eine Geheimsprache gesprochen, die sie verstand. »Dann bleibe ich natürlich«, versicherte sie. »Solange eindeutig klar ist, dass ich *dir* helfe und sich meine Interessen nicht mit denen des Inquisitors decken.«

»Natürlich«, antwortete Jia. *Das Gleiche gilt für mich, hing unausgesprochen in der Luft.*

»Aber was ist mit den Kindern?«, wandte Emma ein. »Sie können nicht ohne uns nach Los Angeles zurückkehren.« Hastig wandte sie sich Julian zu und wartete auf seine Bestätigung, dass er sich nicht von seinen jüngeren Geschwistern trennen würde. Dass sie ihn brauchten und dass sie ebenfalls in Idris bleiben sollten.

»Helen kann sich um sie kümmern«, erwiderte Julian, ohne Emma anzusehen. »Sie möchte es gern. Es wird überhaupt kein Problem sein. Schließlich ist sie ihre Schwester.«

»Dann wäre ja alles geklärt«, sagte Jia und erhob sich. »Am besten fangen sie gleich mit dem Packen an. Wir werden das Portal heute Abend für sie öffnen.«

Julian stand ebenfalls auf; mit seiner verbundenen Hand wischte er sich die Haare aus den Augen. *Was zum Teufel ist mit*

dir los?, dachte Emma. In Julian ging irgendetwas vor – etwas, das sich nicht durch die Trauer allein erklären ließ. Sie wusste es nicht nur, sie konnte es regelrecht *spüren*, tief in ihrem Inneren, wo der *Parabatai*-Bund an ihrem Herzen zog.

Entschlossen nahm sie sich vor, noch am Abend nach der Abreise der anderen herauszufinden, wo das Problem lag.

